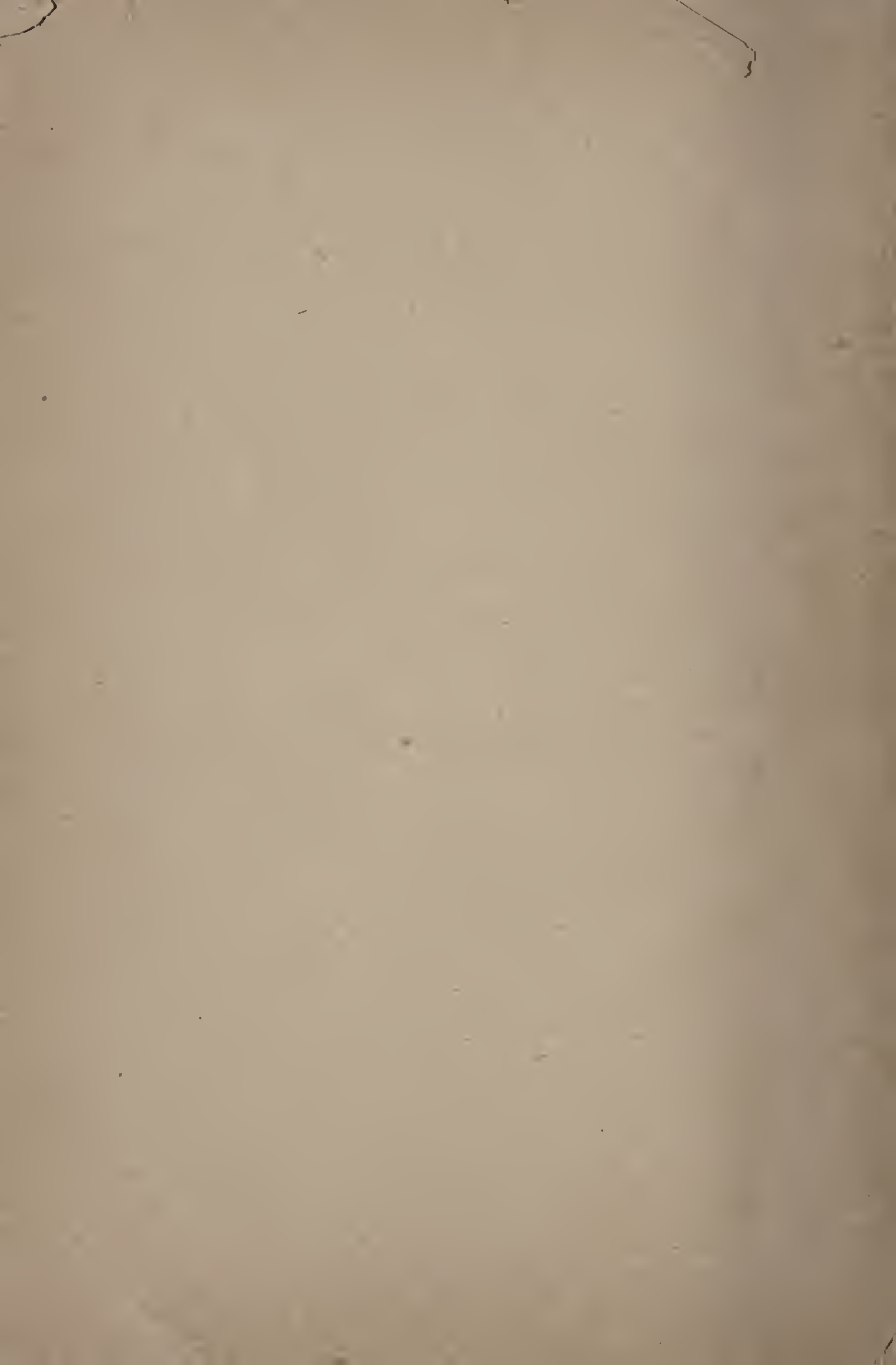
Ein Unglückskind.

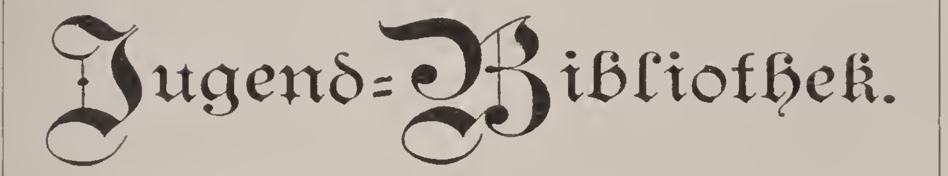
Franz Gruber.







Deutsche Evangelische



Einundzwanzigstes Bändchen.

Herausgegeben von der

Deutschen Evangelischen Synode von

Nord=Amerika.

St. Louis, Mo.

1895.

Ein Unglückskind.

— Von —

Fridolin.

Frank Gruber.

Eine Erzählung
von

Fridolin.

21. Bändchen.

Evangelische Synode von Nord-Amerika.
1895.

Inhalt.

Ein Unglückskind.

Von Fridolin.

I.

Schwere Tritte waren draußen auf der hinteren Treppe zu hören, welche zur Küche führte, wo Frau Krüger das Abendessen hergerichtet hatte. Mit der Zubereitung des Essens war sie schon einige Zeit fertig und wartete nun mit etwas mürrischem Sinne auf ihren Mann, der längst von der Arbeit zuhause hätte sein können. Die Abendsuppe hatte sie darum warmgestellt. Schon war es draußen dunkel geworden. Sie hatte Licht angezündet und stand gerade im Begriffe, die Laden zu schließen, als ihr Mann an die kleine, zwei Tritte hohe Treppe kam und sich den Schnee von den Füßen stampfte.

Auch er schien nicht in zu guter Laune zu sein. Mit finsterer Miene trat Anton Krüger in die kleine Küche, warf Hut und Arbeitsjacke auf einen Stuhl, setzte seinen blechernen "dinner-bucket" auf das Brett am Spülstein und sagte dann zu seiner Frau, vor der er zornfunkelnden Auges stehen blieb:

„Das werde ich aber dem August eintränken! Ist das ein Narr, ein unverschämter Mensch!“

„So, was hat er dir denn gethan?“

„Der? Das ist mir ein sauberer Patron,“ antwortete Anton Krüger. „Du weißt doch, daß wir die 1000 Dollars von ihm borgen wollten. Er hatte sie mir ja so halb versprochen gehabt, damit ich im Frühjahr, falls ich vom Gericht die Erlaubnis erhalte, das nötige Geld zur Einrichtung einer Wirtschaft hätte. Was hat er nun gethan? Deswegen komme ich so spät nachhause. Ich habe mich mit ihm gezankt. Er will nämlich selber eine Wirtschaft anfangen. Das ist mir ein lieber Schwager, dein reicher Bruder August. Da soll ich mich nun weiter plagen als armer Tagelöhner, — o, ich will's ihm schon zeigen. Ich bekomme eine Wirtschaft, so wahr ich Krüger heiße!“ —

Der Mann war sehr aufgeregt. Er lief in der Küche hin und her, stieß gegen die Stühle, welche um den kleinen Tisch standen, auf welchen Frau Krüger nun die Suppe stellte, schlug mit der Faust auf die Tischkante, daß die Fettaugen auf der Suppe nur so tanzten. Er hatte offenbar zu tief ins Glas geguckt.

„Bist du fertig?“ fragte nun die giftige Zunge seiner Frau; „du ziehst stets in einer Weise über meinen Bruder los, als ob er der größte Lump wäre. Ich verdenk's ihm gar nicht, daß er dir das Geld nicht geben will, denn er weiß nur zu gut, wo es bleiben würde. Durch deine Kehle würde es fließen. Da setz dich hin und iß deine Suppe und sei still vom August. Und wenn du gegessen hast, will ich dir mal die Augen öffnen über den Franz, deiner ersten Frau Bruder. Ha, der macht

erst schöne Geschichten! Doch, mir soll's recht sein. Wenn du seinen Wünschen Rechnung tragen und das Mädchen übers Wasser zu ihm ziehen lassen willst, dann habe ich ein Maul weniger zu füttern."

„Was sagst du da vom Franz in Deutschland? Der schlechte Geschichten machen? Da irrst du dich. Der ist treu und gut, wie seine Schwester, meine erste Frau, Elses Mutter. Laß ihn in Ruh!" —

Noch einige Zeit flogen die Worte hin und her über den Tisch. Die drei Kinder waren das gewohnt. Die älteste, Else, war Stiefkind im Hause. Ihre rechte Mutter war vor etwa vierzehn Jahren gestorben, da Else erst etliche Monate alt war. Der Vater hatte wieder geheiratet und hatte zwei Kinder mit der jetzigen Frau. Diese drei aßen ihre Abendsuppe, ohne teilzunehmen an dem Gezänk der Eltern. Else, die schon ziemlich verständig war, hatte einen besonderen Ekel vor diesen Zänkereien, doch — was konnte sie dagegen thun?—

Nun verlangte Anton Krüger zu wissen, was der Onkel in Deutschland wolle.

„Da, kannst's selber lesen, was er will." Damit warf Frau Krüger ihrem Manne einen Brief hin. Ganz verblüfft sieht Krüger den Brief an. Seine Frau hatte ihn längst gelesen, und war es ihr nun eine ordentliche Augenweide, ihren Mann zu beobachten, während er langsam und bedächtig den gar nicht langen Brief durchlas. Als er fertig war, sagte Frau Krüger, während sie die Kaffeetasse halbwegs zum Munde führte:

„Gelt, der hat Haare auf den Zähnen? Der traut dir nicht einmal zu, daß du dein eigen Kind erziehen kannst. Du sollst ihm die Else schicken, sie sei nicht in

der rechten Pflege. Natürlich denkt er da an mich. Ich bin eben katholisch. Ei, natürlich! — Meinetwegen thue ihm den Willen."

„Da hast du recht, Eva, das ist frech von ihm, so zu schreiben. Ja, ja, jetzt sehe ich, was er meint, nun geht mir ein Licht auf; ich werde nüchtern," und er strich sich über die Stirne. „Nein, Meister Franz, so schießen die Preußen noch lange nicht. Ich werde Else nicht gehen lassen, damit ist die Sache abgethan."

Else fürchtete sich, nur ein Wort zu fragen. Wie gerne hätte sie ihren Vater gebeten, sie ziehen zu lassen. Denn von ihrer Stiefmutter wurde sie sehr lieblos behandelt und des Abends vom Vater ungerechter Weise gestraft. Mit der Stiefmutter hatte sie auch einen Stiefvater erhalten, der oft grausam gegen sie war. Drum wagte sie hier bei Tisch in Gegenwart der Mutter kein Wort zu sagen.

Ihr Vater war nun so verstimmt, daß weder Frau noch Kinder mit ihm reden durften. Von zwei Seiten war er verwundet worden. Er setzte sich darum nach eingenommenem Mahle in die Ecke und rauchte seinen "Toby" (eine in Pennsylvanien sehr billige und meist recht schlechte Zigarre) und sann über seine zwei Schwäger nach. Nach einiger Zeit war er sich darüber klar, was er thun wollte. —

Dem Bruder seiner jetzigen Frau, dem August, wollte er höflich und ordentlich entgegenkommen und ihn es gar nicht merken lassen, daß er ihm im Herzen bitterböse sei. Es werde sich schon für ihn die Gelegenheit bieten, eine Wirtschaft anzufangen, dann wolle er es dem Schwager zeigen, was Franz Krüger könne.

Dem Bruder seiner ersten Frau, dem Onkel Franz in Deutschland, wollte er eine geharnischte Epistel schreiben, deren kurzer Sinn dahin gehe: Kehre vor der eigenen Thüre! —

Aber ein Hindernis stand ihm im Wege, das war seine Frau. Er wollte sie nicht beiseite schieben. Nein, für seine Pläne wollte er sie gewinnen. Er wußte, daß sie das Geld fast noch mehr liebte, als er. Auch verband sie mit dieser Liebe eine gewisse Eitelkeit und Prunksucht, die sie aber in den jetzigen Verhältnissen gar nicht befriedigen konnte. Wie, wenn er es ihr so recht lebhaft vor die Seele malte, daß man als Wirt recht viel Geld machen könne, ohne schwere Arbeit? Wie, wenn er ihr vorrechnete, daß sie innerhalb fünf bis sechs Jahren reich werden könnten? — Und nun ward seine Phantasie rege, — er sah sich und seine Frau schon in behäbiger Wohlhabenheit schwelgen, ja Reichtümer türmten sich vor seinem Geistesauge auf! Da stand schon der Palast, von unten bis oben hin modern, prachtvoll ausstaffiert, Moquet-Teppiche, importierte Möbel, elektrische Beleuchtung und Heizung — Parlors — ein Flügel — Gesellschaften — Toiletten — Equipagen — Rennpferde — Börsenpapiere — — Millionen! — — Alles so, wie er es bei den Reichen gesehen hatte — ja, das wollte er ihr in den glänzendsten Farben vorstellen, das würde schon helfen. Wenn andere das konnten, warum nicht er? —

II.

Die Else, das unschuldige Kind, konnte einem nur leid thun. Während ihre Geschwister zur Schule kamen, mußte sie zuhause bleiben. Notdürftig hatte sie ein wenig lesen und schreiben gelernt. Zur Konfirmation kam's nicht mit ihr. Einmal mußte sie zuhause arbeiten, und man ließ ihr keine Zeit zum Lernen; dann, weil die Mutter katholisch war, gab's Streit, wenn nur das Wort „Konfirmation" genannt wurde. Ferner sagte der Vater, er habe kein Geld für solchen Unsinn. Zu dem allen kamen seine Pläne, welche ihn hinderten, nur einmal ernstlich an die Erziehung seines Kindes zu denken.

Da, eines Tages faßte sich Else ein Herz und ging zum Vater, der scheinbar guter Laune war, und fragte ihn:

„Vater, laß mich nach Deutschland zum Onkel Franz. Der hat Geld und du hast keins. Er will ja so gerne für mich sorgen. Laß mich zu ihm ziehen."

„Einfältiges Mädchen," fuhr er sein Kind an, „was du dir wohl einbildest. Der und Geld! Ein paar hundert Thaler mag er haben. Was ist aber das? Warte nur, ich werde in zwei Jahren mehr haben als dein Onkel. Du bleibst hier."

„Ach, Vater," bat das Kind mit bewegter Stimme, „laß mich zu ihm. Er hat mich gerne, das weiß ich, und ich werde ihn wieder lieben, und dann geht es schon."

„Ach was, kein Wort mehr, Kind; du bist wohl unsinnig. Du bleibst, wo du bist.“

Weil er einmal nein gesagt hatte, ließ er es nicht mehr zu. Wohl dachte er bei sich: hätte ich nur nicht in solcher Hast dem Onkel geschrieben, so hätte ich vielleicht doch noch meine Frau umstimmen können. Allein Geschehenes ließ sich nicht ungeschehen machen. Im stillen hoffte er allerdings, Onkel Franz würde noch einmal um Else anhalten. Das war ein Irrtum. Es kam kein Brief mehr. Unterdessen war es Frühling geworden. Langsam schickte die Natur sich an, ihren Schmuck anzulegen. Freilich in der großen Stadt sah man wenig davon. Aber die Frühlingswinde, welche auch über die rußige Großstadt hinfegten, riefen in den Herzen der Großstädter neues Leben wach.

In den Kirchen bereitete man sich auf das große Osterfest vor. Viele Andächtige besuchten die Passions-Gottesdienste. Manch einer wurde dem Kreuze Christi näher gebracht. Andere aber blieben dem Gotteshause ferne. Unter diesen war auch Anton Krüger. Else kam hie und da zur Kirche, sie ging gerne hin. Und als am Palmsonntag die Kinder konfirmiert wurden, da sah sie traurig zu, wie ihre Gespielen in schneeweißen Kleidern so andächtig am Altare knieten. Wie gerne wäre sie unter ihnen gewesen.

So schwand Monat um Monat dahin. Schon fing das Laub auf den Bäumen an sich zu färben und zur Erde zu fallen und der Herbst zog ins Land. Aber bei Anton Krüger war noch alles beim alten geblieben. Er ärgerte sich über seine Schwäger und plante und baute Luftschlösser. Tagsüber bei der Arbeit, des Nachts

daheim oder im Wirtshaus — nie ließ es ihm Ruhe: er wollte reich werden!

Da, an einem schönen Oktobertage, bringt der Briefträger einen Brief. Frau Krüger legt ihn beiseite und denkt, ich will, sobald ich mein Brot gebacken habe, ihn lesen. Aber sie vergißt es. Als gegen abend ihr Mann heimkommt, denkt sie wieder dran.

„O," sagt sie, „da ist ein Brief, ich hatte ihn ganz vergessen. Sieh doch mal, wo mag der her sein?"

Anton Krüger öffnet und liest und studiert. Bestürzung malt sich auf seinem Gesichte. Er ruft seine Frau; Else tritt auch herzu, während der Vater laut vorliest:

„Deutsches Hospital, Oktober 18, 18—

An Herrn Anton Krüger:

Franz Schnorr liegt in unserm Hospital dem Tode nahe. Er gibt an, Sie seien sein nächster Verwandter. Wenn Sie ihn noch lebend sehen wollen, so thut Eile not. Der Typhus hat bereits seine Kräfte aufgezehrt. Diese Nacht wird wohl seine letzte sein.

Schwester Anna."

„Vater, Vater, laß mich schnell hin," rief Else. „Vater, ich weiß, wo das Hospital ist. Oben auf dem Berge an der 44. Straße. Ich sage ihm, du kämst nach. Laß mich, o bitte, laß mich!"

„Ja, geh nur, ich komme nach."

Es war Nacht, doch Else kümmert das nicht. Sie möchte für ihr Leben gern ihren Onkel noch sehen, ehe er stirbt. Wollte er doch ihr Wohlthäter werden. Würde sie ihn noch lebend finden? Würde er sie ken-

nen? Ihr Herz, voll Liebe zum Onkel, schlug, wie sie meinte, fast hörbar, als sie in dem Straßenbahnwagen den Hügel bis zur 44. Straße hinauf fuhr. Endlich war sie im Hospital. Eine alte, ehrwürdige Matrone fragt nach ihrem Begehr. Sie holt den Brief unter ihrem Tuch hervor und indem sie ihn der Matrone gibt, sagt sie: „Papa kommt nach. Darf ich den Onkel sehen?"

Sie wird in ein schwach erhelltes Zimmer geführt, in welchem eine Schwester am Bette saß und des Kranken welke Hand in der ihrigen hielt und leise mit ihm redete.

„Er wird nicht mehr lange ausbleiben," sagte sie.

„Ob er wohl seine Tochter, die Else, mitbringt? Ich möchte sie so gerne sehen." Mühsam brachte er das hervor. Unterdessen war Else schüchtern an das Bett getreten.

„Onkel!" rief sie ganz leise, „hier bin ich. Kennst du mich? Papa kommt nach."

Nun verließ die „Schwester" das Krankenzimmer, und Onkel Franz schickte sich an, in wenigen Worten Else mitzuteilen, was er gewollt und wie es ihm ergangen. Er habe, nachdem er den Brief von Elses Vater erhalten, den Entschluß gefaßt, übers Wasser zu fahren und Else beizustehen. Doch schon auf dem Schiff habe das Fieber gedroht, krank und elend sei er dann in dem Hospital aufgenommen worden. Von Tag zu Tag auf Besserung hoffend, sei er doch immer näher seinem Ende gekommen. Seit gestern wisse er, daß er sterben müsse.

„Else, es ist bald aus mit mir. Wo bleibt dein Vater?"

Sie konnte keine befriedigende Antwort darauf geben. Schon war eine Stunde dahin. Der Kranke war sehr schwach, dem Tode so nahe, daß er nur noch leise hauchend und stoßweise reden konnte.

„Else, ob dein — Vater kommt — oder nicht — hier, das nimm,—ist für dich,—hab's dir übers—Was—ser mitgebracht—gespart—zweitausend—Tha—ler."—

Else nimmt es an sich und denkt sich vorläufig wenig dabei; denn sie war überwältigt von dem Eindruck, den der Sterbende auf sie machte. Noch einmal sieht er sie lange forschend, liebend an und sagt dann:

„Else—nicht——Vater—geben, dein Geld—be——"

Weiter kam er nicht. Seine Zunge versagte, so sehr er sich auch anstrengte, noch zu reden. Seine Augen fielen ermattet zu, wie wenn man einen Vorhang langsam niederläßt. Kalter Schweiß stand perlend auf der Stirn. Mit weit geöffnetem Munde lag er lange regungslos da. Die Schwester war wieder eingetreten. Sie faltet die Hände, sieht auf gen Himmel und befiehlt in schlichtem Gebet die Seele des Mannes in des Vaters treue Hände. Als sie Amen sagt, kniet Else am Bette und weint stille Thränen des Schmerzes. Leise thut sich noch einmal die Thüre auf. Anton Krüger tritt ein und geht stumm an das Sterbebett. Onkel Franz sieht ihn mit brechenden Augen etliche Sekunden lang an, läßt aber seinen Blick dann sterbend auf Else ruhen.

III.

Nicht weit von Krügers wohnte in einem alten baufälligen Hause, das gewiß schon seine fünfzig Jahre allem Wetter getrotzt hatte, ein alter Squire, ein Irländer, Namens McElhany. Dieser Mann genoß seltsamerweise das Vertrauen vieler Deutschen in jenem Stadtteile. Warum das so war, wußte niemand recht zu sagen. Denn seine Erscheinung war gerade nicht dazu angethan, Vertrauen einzuflößen. Er war ein großer Mann mit breiten Schultern, auf welchen ein gewaltiger Kopf saß. Sein Gesicht war immer glatt rasiert. Sein Mund war sehr groß und wenn er sich zum Sprechen aufthat, so war eine Reihe Zähne zu sehen, die vom Tabakkauen und wohl auch von dem unvermeidlichen "Drink" bräunlich gelb gefärbt waren. In seinem großen Kopfe saßen unter der hochgewölbten Stirn ein Paar kleine, kluge, graue Augen. Sein Gang war immer langsam und gemessen, er beeilte sich nie. Seine Kleidung stimmte mit der Wohnung, in welcher er zugleich seine „Office" hatte, überein; sie war altmodisch und oft sehr beschmutzt. Squire McElhany war ein alter geiziger Hagestolz schon in den fünfziger Jahren. Er kannte nur das eine: G e l d, und mit diesem Geld erlaubte er sich folgende Genüsse: T a b a k u n d W h i s k y!

Drum war er alle Abende regelmäßig in der Wirtschaft drüben an der Ecke zu finden. Und viele Deutsche

rechneten es sich zur Ehre an, mit dem „Squire Mac“ zu trinken. Manchen von ihnen hatte der alte schlaue Fuchs vollständig in seiner Tasche; er verstand es, sie so zu beeinflussen, daß sie fast mechanisch seine Wünsche und Pläne erfüllten. —

Es mochten vielleicht drei Monate nach Onkel Franzens Tode verflossen sein, so Mitte Dezember, kurz vor Weihnachten, als sich Anton Krüger und der alte Squire Mac auf der Straße begegneten. Wir wollen den Squire von nun an so nennen, nicht nur der Kürze wegen, sondern weil jedermann ihn so nannte.

„Hello, Anton! Wohin?“

„Hello, Squire! Ich wollte eben nunter zu meinem Schwager und sehen, was er macht. Man sagt mir, er mache sehr gute Geschäfte da drunten.“

„Welcher Schwager?“ fragte Squire Mac. „Well, du kennst doch den unverschämten Bruder meiner Frau, den August, der mir vorm Jahr das Geld versprochen hatte und dann es selber in den ‚Saloon‘ steckte und nun gute Geschäfte macht. Ich kann's ihm immer noch nicht vergessen und meine, es müsse bald der Tag der Rache für mich gekommen sein. Ich werde ihm doch noch einmal zeigen, daß ich meine Ziele erreichen kann.“

„Ach den —? Ja, den kenne ich gut,“ sagte der Squire und schaute dabei mit seinen kleinen, stechenden Augen über Anton hinweg und fügte dann hinzu: „Aber, was willst du denn da? Komm, geh mit mir zum ‚M i k e,‘ da wollen wir uns einen warmen Punsch schmecken lassen.“

Anton ließ sich nicht lange nötigen, und bald saßen sie am Tische und tranken. Als der Branntwein bei

Anton seine Wirkung äußerte, fing der Squire an und sagte:

„Das ist doch ein großartiges Geschäft. Sieh mal, Anton, welch ein Profit da drin steckt.“ Und nun rechnete er dem Anton vor, was dabei herauskomme. Anton wurde immer aufgeregter, und schon fingen seine Luftschlösser wieder an, vor seiner Seele zu tanzen. Endlich fiel er dem Squire in die Rede:

„Well, Squire, das ist meines Herzens Verlangen schon viele Jahre. Ich will in das Geschäft. Meine Frau habe ich nun auch so weit, daß sie bereit ist; es fehlt mir eben nur noch an Geld. Ich habe nur mein Häuschen, das im besten Fall mit der Lot $2000 wert ist, und darauf wird mir niemand so leicht Geld borgen.“

“Nonsense, Anton, ich habe gerade etwas Geld übrig. Was kostet wohl eine einigermaßen anständige Einrichtung und alles, was drum und dran hängt, will sagen drunten an der Penn Ave., nahe den ‚Forks‘?“

„Na, es ist ganz gleich, was es kostet; so etwa $1500 bis $2000 müßte ich doch haben.“

„So viel habe ich gerade. Ich geb es dir. Natürlich thue ich dieses aus purer Freundschaft; ich möchte dir gern zu etwas verhelfen. Es wäre ja gerade nicht nötig, weil wir gute Freunde sind, aber damit ich etwas in Händen habe — man weiß ja nicht, was passieren kann —, so gibst du mir das schriftliche Versprechen, daß du jährlich $500 von der Schuld mit Zinsen abtragen willst. Das kannst du mit Leichtigkeit.“ —

Anton war hoch erfreut über dieses generöse Anerbieten und war mit allem zufrieden. Squire Mac sagte, er wolle die nötigen Papiere morgen abend her-

bringen und dann würde alles in Ordnung sein. Fröhlich und guter Laune gingen sie erst spät auseinander.

Anton fand kaum den Schlaf in dieser Nacht. Nachdem er noch einmal mit seiner Frau alles besprochen hatte, legte er sich schlafen. Er redete sich ein, den besten Schritt in seinem ganzen Leben gethan zu haben. Lange lag er mit offenen Augen da, bis er in einen Halbschlummer verfiel, aus dem er aber immer wieder erwachte. Endlich verlangte die Natur ihr Recht, er schlief ein; aber sein Geist war ruhelos. Wunderliche Bilder traten vor seine Seele. Es träumte ihm, er trage spät am Abend — nachdem der letzte Gast taumelnd die Wirtsstube verlassen — eine dicke Ledertasche voll Geld hinauf in sein Schlafzimmer. Dann sah er, wie er behäbig sich zurücklehnte in seinen Ledersessel, seine Havanna rauchend, während andere Leute für ihn arbeiten mußten. Nun kam es ihm vor, als sähe er eine ganze Reihe von Häusern, die sein Eigentum seien und von welchen er jährlich Tausende einnehme. Plötzlich tauchte ein Nebel vor ihm auf, ein dichter, dunstiger Nebel. Er wollte ihn mit der Hand wegstreichen, aber was er nun sah, erfüllte ihn mit Grauen. In diesem Nebel sah er alle seine Herrlichkeit verschwinden. Und als der letzte Nebelstreif vorüberzog, da türmten sich vor ihm in großen, schwarzen Buchstaben die Worte auf: „Wie gewonnen, so zerronnen."

Es gruselte ihm. Doch, was war das? Da kamen ja Männer und Frauen und Kinder auf ihn zu. Von weitem schon schrieen sie ihm zu: „Glückszerstörer! Räuber, Dieb, Mörder!" Eine Frau in schwarzem Kleid und schwarzem Schleier trat dicht vor ihn hin und rief:

„Du hast's auf dem Gewissen, daß mein Mann so elendig zu Grunde ging. Du hast ihm die Seele mit dem Feuerwasser ausgebrannt. Fluch, Fluch über dich!" Eine zweite trat auf ihn zu mit einem Kinde auf dem Arm, ein anderes an der Hand, in Lumpen und Fetzen eingehüllt, und schrie: „Du hast mit meines Mannes Nickel dich bereichert und uns an den Bettelstab gebracht. Mörder, Dieb, verruchter Räuber!" Eine dritte, vierte kam ebenso. Ein Vater klagte über seinen Sohn, eine Mutter über ihre Tochter, alles schrie und tobte durcheinander. Sie stießen ihn, rissen ihn, endlich schleppten sie ihn mit sich fort und brüllten: „In den Fluß mit ihm!" Sie hoben ihn auf, vier Männer schleuderten ihn mit grausamer Lust übers Geländer, und im Fallen — erwachte Anton! — Kalter Angstschweiß stand auf seiner Stirn, er zitterte und bebte an allen Gliedern und wagte lange nicht, sich zu rühren. Dann rief er doch seine Frau und erzählte ihr den Traum mit klopfendem Herzen. — —

„Ach was, Träume sind Schäume," sagte er dann; er hatte seinen frechen Sinn wieder gefunden und die Warnung und Mahnung, welche in dem Traume lag, kurzer Hand in den Wind geschlagen. „Ich werde doch nun nicht zurücktreten und mich feige und wortbrüchig zeigen? Nein, Eva, das thue ich noch lange nicht." —

Und am Abend war er wieder beim Squire und unterzeichnete die Papiere. Er fragte gar nicht, was das für Schriftstücke seien. Der Squire ist ja all right. — So, nun war es geschehen. Jetzt handelte es sich nur noch darum, daß er bis zum April auch richtig die Licenz erhalte. Dafür würde aber der Squire schon sorgen.

IV.

Als Anton Krüger seine Wirtschaft übernahm, war Else im 16. Jahre. Aber sie zog nicht mit ihm, sie wollte lieber bei anderen Leuten dienen, als in dem Hause ihres Vaters sein. O, wie es da zuging! — Anfangs strömte natürlich alles Anton zu. Das „Geschäft“ ging, wie's schien, recht gut. Allein es mußten auch neben dem Lebensunterhalte und den ziemlich großen Auslagen, welche so ein „Saloon“ mit Restauration in Pennsylvanien mit sich bringt, $1000 Steuern und $500 mit Zinsen für den Squire herausgeschlagen werden. Das ging im ersten Jahre ganz gut, es blieb sogar für den Anton Krüger noch eine stattliche Summe übrig. Das ermutigte ihn so sehr, daß er fürs nächste Jahr im Geiste die Goldfüchse zu Tausenden herantanzen sah. Ha, wie lachte sein Herz, als sein Bankbuch einen Überschuß von nahezu $1000 aufwies!

„Siehst du, Eva, daß ich recht behalte. Es geht vortrefflich. Ha, August, warte nur, bald habe ich dich überflügelt!“ — — —

Else war unterdessen ein recht schönes, schlankes Mädchen geworden. Als siebzehnjährige Jungfrau war sie in ihrer Erscheinung ein Bild von Gesundheit und jugendlicher Blüte. Doch immer einfach und nett, reinlich und proper; sie fand keinen Geschmack an der Prunksucht und Eitelkeit, welcher so viele junge Mädchen sich mit Leib und Seele ergeben. — Sie diente bei sehr reichen

Leuten und hatte die beste Behandlung. Auch vergaß sie ihre Kirche nicht, obgleich sie noch nicht gliedlich in sie aufgenommen war. Noch weniger hatte sie es vergessen, daß sie noch nicht konfirmiert war, und hoffte im geheimen, es möge sich noch eine Gelegenheit dazu finden.

Alle sechs Monate machte sie einen Gang zum — Squire Mac. Ihr Vater hatte dies auch schon beobachtet und fragte sie einmal, was sie da thue.

„Ach, Vater, das sag ich dir später einmal. Sieh, du hast dich nie viel um mich gekümmert, so will ich dir nun auch die Sorgen um mich nehmen.“ Sie sagte dieses ohne die geringste Bitterkeit im Herzen, aber sie glaubte bei sich, die Zeit wäre noch nicht gekommen, ihm alles mitzuteilen. —

Es war wieder ein Jahr verflossen. Der Frühling, der lustige Geselle, kam wieder an mit Licht und warmem Sonnenschein, mit viel Blumen und frischem Grün auf Flur und Feld. Und so ein Frühlingskind, das froh und heiter ist, wie lauter Sonnenschein, war auch unsere Else. Wer sie beobachten konnte, wie sie leichten Schrittes und frohen Herzens daherkam, der konnte gar nicht anders, als annehmen, daß in dem Herzen dieses Mädchens ein zartes Blümchen schüchtern das Haupt erhoben, nun aber sein Recht dort behauptet hatte, nämlich das Blümchen der Liebe. —

Wir sehen Else, wie sie heute mit strahlenden Augen die Schwelle des alten Hauses betritt, in welchem Squire Mac sein Wesen trieb. Mit einem fröhlichen „Guten Morgen, Squire!“ tritt sie ein. „Well, Else, hast du schon wieder $50 gespart? Du kommst ja so regelmäßig,

wie eine Uhr. Das ist brav, mein Mädchen. Wenn du dich mal verheiratest — ha, wird sich aber dein Bräutigam über deine Ersparnisse freuen."

„Ja," lachte sie hell auf und fügte schelmisch hinzu: „und über die $2000, welche Sie für mich nun schon vier Jahre verwalten; und die Zinsen, Squire! Aber — erst muß ich einmal einen Bräutigam haben."

„Na höre, Else, du meinst doch nicht, du könntest mich glauben machen, daß noch niemand in dein schönes Gesicht verliebt sei, daß noch niemand deine blauen Augen anziehend gefunden hätte? Ach, nur nicht so schüchtern! Was hast du denn zu erröten? Gesteh es nur ein, ich bin ja doch dein bester Freund."

"Well — yes — nein! Verlobt bin ich noch nicht. Aber es verkehrt ein junger Mann mit mir, und ich weiß, er liebt mich und ich ihn, aber — no, no, Squire, so weit sind wir noch nicht." —

"All right, das andere kommt ganz von selbst. Nun gib mal her, was du da hast. So, that's all right, Else. Ich leg's zum andern. — Was macht denn der Vater?"

„Mein Vater? O, ich glaube, es geht ihm in diesem Jahre schlecht."

„Ja, ja, ich habe auch so etwas gehört. Na, die Zeiten sind eben schlecht; er wird sich schon durcharbeiten. Wenn er nur sparsamer leben und weniger trinken wollte!"

„O, Squire, ich habe ja nie eine Heimat bei ihm gehabt. Er hat fast so viel wie nichts für mich gethan. Aber, o ich wünschte, er hätte nie das sündhafte „Geschäft" angefangen. Wenn ich nur wüßte, wer ihm das

Geld dazu geborgt hat. Aber, das sagt er mir nicht. Es richtet ihn aber zu Grunde. O, ich weiß es. Und er ist mein Vater, ich liebe ihn, wie nur eine Tochter ihn lieben kann, trotz der schlechten Behandlung daheim. Wenn ich ihm nur helfen könnte. Er hat Schulden gemacht, sagt man mir. Soll ich ihm mein Geld anbieten?" —

„Ach was, Else, daß es auch noch verloren geht? Da wärest du dumm und hättest ihm doch nicht geholfen. Geh jetzt nur, ich denke, es wird nicht so schlimm sein. Will mich mal nach ihm umsehen." —

Else ging. Aber wo war ihr fröhlicher Sinn von vorhin. Es war ihr so weh ums Herz. Froh und zuversichtlich war sie gekommen, und nun war sie bang und verzagt. Was machte sie denn nun so traurig? War es allein der Gedanke an den Vater? Ahnte ihr Herz zukünftiges Leid?

Als sie fort war, drehte sich der alte Squire langsam und mit scheuen Augen in seinem alten quiekenden Sessel um, fixierte die Thüre einen Augenblick und sagte dann in heiseren, häßlich klingenden Worten:

„Bah, die dumme Gans! Schleppt mir all ihr Geld daher. Was will sie machen, wenn sie es nie wieder sieht? Sie kann's nicht beweisen, daß sie mir es gab. Nirgends ein Schreiben. Ha, da ist's leicht klug sein, wenn die Menschen so dumm sind." —

Es war ein lieblicher Maiabend, als Georg Reichen und Else zusammen die Straße hinunterschritten. Sie wollten einen Gang durch den Park machen. Es wollte aber kein Gespräch recht in den Gang kommen. Georg Reichen fragte drum Else: „Was ist dir? du bist so schweigsam. Ist etwas passiert?"

„Nein, Georg, das nicht. Aber ich war heute beim Squire, und seitdem bin ich so traurig.“

„Beim Squire Mac? Else, was thust du denn da?“

„Ach, ich sag es dir später einmal.“

„Aber kannst du mir das denn nicht heute schon anvertrauen?“

„Nein, Georg, nimm es mir nicht übel, aber es geht jetzt nicht.“

„Aber dann sage mir wenigstens, was dich so traurig gemacht hat?“

„Wir sprachen über meinen Vater, daß es ihm schlecht geht.“ Und nun schüttete Else ihr Herz aus und erzählte Georg so manches, was er noch nicht über ihren Vater und ihre Familie wußte. Aber sie meinte es ihm schuldig zu sein. Zum Schluß meinte Else, während ihr die Thränen langsam die Backen herunterrieselten: „Weil das nun alles so ist, dachte ich, du würdest mich vielleicht weniger herzlich oder gar nicht mehr lieben wollen. Das, glaube ich, war's, was mich so sehr angriff.“

„Aber Else, wie kannst du nur so etwas denken?“ und er suchte ihre Hand und drückte sie herzlich. „Sei zufrieden, mein Lieb; daß es bei deinen Eltern schlecht steht, kannst du ja nicht ändern. Du bleibst darum doch meine liebe, gute Else, nicht wahr?“

„Ja, tausendmal ja!“

„Nun, dann sieh mich auch wieder freundlich an.“ Sie hatten im Park auf einer Bank Platz genommen.

„So, hier wollen wir ein wenig rasten. Und, Else, jetzt will ich dir etwas sagen. Du hast keine Heimat, ich auch nicht. Wenn ich des Abends drunten in der großen

Bäckerei fertig bin und in meinem Kosthause gegessen habe, dann bin ich allein, außer ich komme zu dir. Meine teuren Eltern sind noch drüben in der alten Heimat. Ich habe nun schon sechs Jahre drunten fleißig gearbeitet und mir auch ein nettes Sümmchen erspart. Wie wär's, wenn wir diesen Herbst Hochzeit machten?"

Else war aufgesprungen und sagte etwas aufgeregt: „Nein, Georg, das ist zu bald. Wir wollen noch ein Jahr warten, dann — dann will ich deine Frau werden." — —

Es blieb dabei, erst übers Jahr! Georg war's auch so zufrieden. — Und als sie nun zuhause ankamen, waren alle Wolken am Glückshimmel glücklich verscheucht. Sie hatten sich einander tiefer wie je zuvor ins Herz geschaut und der Bund ihrer Herzen war geschlossen.

V.

Das Jahr war bald entschwunden. Es war aber noch alles beim alten. Else war im Dienst geblieben und hatte ihre Ersparnisse dem Squire hingetragen. Des Vaters Geschäft war immer weiter heruntergekommen. Georg hatte fleißig weiter gearbeitet und liebte seine Braut immer inniger. Aber immer waren wieder kleine Hindernisse eingetreten, so daß die Hochzeit erst im Herbst stattfand. Else fand nun Gelegenheit, sich konfirmieren zu lassen von dem Pastor, der sie mit Georg getraut hatte. Privatim ließ sie sich in der Lehre unterrichten und dann öffentlich in der Kirche einsegnen. Georg ließ sich als volles Mitglied aufnehmen, worüber niemand mehr sich freute als seine Frau. Nun sie den wichtigsten Schritt im Leben gethan, wollten sie auch nicht ohne den Segen der kirchlichen Gemeinschaft bleiben. —

Sie hatten sich eingerichtet und eine eigene Bäckerei angefangen. Das hatte all das Geld verschlungen, das Georg sich gespart hatte. In der ersten Zeit ging alles gut. Sie hatten ihren Lebensunterhalt und konnten die Miete für Wohnung und Bäckerladen wohl bezahlen. Aber als sich auch bei ihnen die schlechten Zeiten fühlbar machten, da blieben die Einnahmen hinter den Ausgaben zurück. Der Winter war mit aller Strenge eingetreten, und das Geld war überall knapp. Bald

waren zwei Monate Rente fällig, und die Rechnungen für Mehl waren so groß! Was machen? —

„Georg," sagte Else eines Abends, als er sich im stillen grämte, daß es nicht besser gehen wollte, „ich habe noch Geld."

Mit verwunderten Augen sah er sie an, als wollte er sagen: bist du nicht recht bei Trost? Sie aber sagte: „Sieh mich nur verwundert an. Es ist wahr, ich habe noch Geld, und zwar mehr, als du denkst. Das wird uns aus der Klemme helfen."

„Du solltest Geld haben? Die $50—$60, die du hattest, als wir heirateten, sind längst fort. Wo hast du noch Geld?"

„Beim Squire Mac."

Georg war wie vom Blitz getroffen. Jetzt ging ihm ein Licht auf. Nun wußte er, warum sie öfter beim Squire war. Er wurde wieder froh und sie mit ihm. Er wollte morgen gleich zu dem Squire gehen und ihn um $100 angehen. —

Aber, als Georg von seinem Besuch beim Squire Mac zurückkam, entsetzte sich Else über sein Aussehen. Er starrte sie lange an und sagte dann: „Else, was soll ich davon denken? Hältst du mich für einen Narren? oder bist du nicht recht gescheit? oder ist der Squire wahnsinnig?"

„Warum? Mann, wie kommst du mir vor? Was ist denn los? Ach, du willst nur Spaß machen, komm, zeig mir mal das Geld."

„Else, ich habe kein Geld. Der Squire lachte mich aus, als ich ihm sagte, ich sei dein Mann, so und so gehe es uns, ob er uns nicht vorläufig etwa $100 von deinem

Gelde geben könne. Er lachte mich aus und sagte, er kenne mich nicht und kenne dich nicht, er habe auch kein Geld. Was soll ich nun denken?"

„Um des Himmels willen, das hat er gesagt!?"

„Ja, Else, nun sage mir, hast du wirklich Geld bei dem Manne gelassen, und wie viel? Und hast du gar keine Beweise, daß du ihm Geld gabst, kein Schreiben oder sonst irgend etwas?"

„O, freilich habe ich ihm Geld gegeben, um es für mich zu verwalten. Im ganzen sind es $2500. Zweitausend vom Onkel Franz und fünfhundert Gespartes."

Else erzählte nun ihrem Manne alles. Und ihm ward es klar, daß sie um das Geld betrogen sei, und daß ihre unbegreifliche Einfalt daran schuld sei. Allein, das sagte er ihr nicht, er wollte ihr nicht wehe thun noch ihr seine Hoffnungslosigkeit verraten. Er sagte drum, es wäre vielleicht gut, wenn sie zusammen zum Squire gingen. Selbstverständlich billigte Else diesen Plan und am Abend gingen sie zusammen hin. —

Als sie beim alten Squire Mac eintraten, stellte der sich, als sollte er ein Paar trauen. O, es war eine Schande! Georg machte ihm den Standpunkt klar. Es half aber nichts. Else trat nun vor ihn hin und bat ihn unter Thränen mit bebender Stimme, erinnerte ihn sogar daran, daß er ihr schon einmal $100 gegeben habe — vergebens! Sie fiel vor ihm auf die Kniee nieder und flehte ihn an, um Gottes willen doch dem Recht die Ehre zu geben — umsonst! Er blieb dabei: „Ich kenne euch nicht, ihr wollt unverschämterweise Geld aus mir herauspressen. Aber so ein Narr ist der alte Squire nicht. Und wenn ihr nun nicht geht, so schmeiße ich euch hinaus!"

O, sie gingen, aber wie? Wer sie da hätte beobachten können, als sie durch die Straßen wankten, niemand hätte geahnt, daß es das glückliche Paar sei, das die fröhlichsten Hoffnungen für die Zukunft hegte. Sie waren vollständig niedergeschmettert. Wie Verzweiflung klang es, als Else wieder und immer wieder sagte: „O, hätte ich je glauben können, daß es so schlechte Menschen gibt!“

Mit diesen Worten auf den Lippen kamen sie nachhause. Anderes hatte Else nicht zu sagen. Georg war erst etwas böse, zum erstenmal seit ihrer Verheiratung. Er schimpfte auf den alten Bösewicht, den Squire, und tadelte seine Frau ihrer Leichtsinnigkeit wegen. Letztere war in der Ecke auf einen Stuhl gesunken, während er im Zimmer in großer Aufregung auf- und abschritt. Da saß sie nun und war ganz stille geworden; sie starrte brütend vor sich hin.

Else war stets, trotz der bitteren Jugend, die sie durchlebt hatte, eine fröhliche Person gewesen; aber mit diesem Schlage hörte ihre Fröhlichkeit auf. Sie hat nie wieder gelacht und gescherzt. Sie konnte aber auch nicht mehr weinen. Ein nagender, quälender Schmerz hatte sie erfaßt, ein schwerer Druck lag auf ihrem Kopfe, den sie oft meinte abschütteln zu müssen; aber die Last lag schwer auf ihr Tag und Nacht.

Es war an diesem verhängnisvollen Abende sehr spät geworden, ehe sie ihr Lager aufsuchten. Kein Wort wurde mehr geredet. Georg schrieb die Schweigsamkeit seines Weibes dem schweren Schlage zu, der sie getroffen, hoffte aber im stillen, sie werde, wenn erst gut geschlafen, ihren alten Mut wieder finden. Aber Else schlief nicht, fand auch ihren Frohsinn nicht wieder. —

Eine Woche um die andere schlich dahin, und Else schlich auch nur noch. Ihr Gang war nachlässig, schleppend geworden, ihre ganze Haltung zeugte von Mutlosigkeit, ihre Augen waren glanzlos und unheimlich groß geworden und flackerten oft unstät von einem Gegenstand zum andern. Ihre Arbeit that sie nur halb, so daß es unordentlich im Hause aussah, und was sie that, that sie mechanisch. Vom Squire redeten die jungen Leute nie mehr, der Name durfte in ihrer Gegenwart gar nicht genannt werden. Georg wurde endlich besorgt um sie. Nicht genug, daß er sich nicht mehr zu helfen wußte vor Schulden im Geschäft, nun auch noch seine Frau in solch trostlosem Zustande! —

Da — fiel ihm etwas ein. Er hatte eine reiche Tante draußen vor der Stadt, die mit ihren erwachsenen Söhnen eine große Gärtnerei betrieb. Sie wollte er um etliche hundert Dollars angehen. Freudestrahlend teilte er seiner Gattin seinen Entschluß mit. Ihre Augen leuchteten einen Augenblick auf, wie wenn ihr ein Hoffnungsstern aufgegangen wäre. Aber im nächsten Augenblick schon verschwand der Schimmer, wie wenn eine schwere Wolke das Sonnenlicht verdüstert; und düsterer noch als zuvor schaute sie ihn an, als sie mit ganz fremdem Gesichtsausdruck sagte: „Deine Tante ist zu geizig, uns zu helfen; auch möchte ich von ihr gar nichts haben.“ —

Aber Georg ging dennoch, allein umsonst. Sie sagte zu ihm:

„Was dir wohl einfällt, ich habe selber kaum genug, um uns zu ernähren.“ Das log sie aber. Else hatte sie recht beurteilt. Jetzt schwand auch ihm die Hoffnung.

Er wurde von allen Seiten bedrängt. Advokaten sagten ihm, mit dem alten Squire sei nichts zu wollen, wenn seine Frau keine schriftlichen Beweise oder Zeugen hätte.

So war es noch einmal Frühling geworden. Da kam eines Tages ein alter Freund zu Georg herein und fragte, ob er schon gehört habe, wie es seinem Schwiegervater ergangen sei. Nein, Georg und Else wußten noch nichts. — Am Tage zuvor war es passiert. Squire Mac hatte die Wirtschaft und die Wohnung des Franz Krüger mit Beschlag belegt. — Letzterer war ein ruinierter Mann. Alles war dahin, er war mit seiner Familie an den Bettelstab gekommen. Aber nun zeigte sich auch, wie schlecht Franz Krüger war; er hatte Fersengeld gegeben und seine Frau und Kinder in Armut, Elend und Schande sitzen lassen. Er war und blieb verschwunden. —

Das war für Else zu viel. Sie hörte die grausige Neuigkeit an bis zu Ende. Dann aber sank sie ohnmächtig von ihrem Stuhl. Ihr Geist, der ohne Zweifel seit jenem Schlage mehr oder weniger zerrüttet war, erhielt hier den letzten Stoß. Und ihr Körper, der unter diesem allen sehr zu leiden hatte, war gebrochen. Elend lag sie auf ihrem Lager. Durch eine Frühgeburt schwebte sie mehrere Tage zwischen Tod und Leben, wovon sie aber nichts wußte. Sie hatte den Verstand verloren. Wahnsinn leuchtete aus ihren Augen. Anfangs redete sie nur wenig, aber von Stunde zu Stunde mehr. Manchmal so, daß wer es nicht wußte, hätte meinen können, es fehle ihr gar nichts. —

Sie erzählte es einem jeden, der ihr Zimmer betrat, was Squire Mac für ein schlechter Mensch sei und was er gethan. Aber nur selten konnte man sie recht

verstehen, so wirr flogen die Worte und Sätze durcheinander. Weder mit freundlichen noch mit strengen Worten war sie zu beruhigen. Sie redete unaufhörlich. Ihre Augen schlossen sich nicht mehr im Schlaf. Sie genoß nichts mehr. Sie redete nur, sie tobte, raste, lachte, weinte, betete, fluchte und sang fortwährend. — Niemand erkannte sie. Wenn Georg sich zärtlich über sie neigte, schlug sie ihn ins Gesicht und schrie: „Ich bin in der Hölle, und da soll der Squire auch sein.“ Im nächsten Augenblick konnte sie singen: ''In the sweet bye and bye, we shall meet on that beautiful shore'' — dann nahm sie den Eissack von ihrem Kopfe, spielte damit, wie eine Katze mit der Maus, warf ihn hoch in die Luft, fing ihn wieder und redete oder sang dazu, warf ihn dann krachend und prasselnd in das Kaminfeuer und zornig sagte sie dazu: „Das ist dem Squire sein Geldsack — ich will mein eigenes Geld.“—

O, es war ein entsetzliches Bild! Acht lange Tage hielt dies an, bis schließlich ihre Kräfte versagten, ihre Augen, welche starr auf die Wanddecke gerichtet waren, immer größer und gläserner wurden. Ihre Hände fielen endlich müd und matt zur Seite, ihr Haupt, von Haaren wild umflossen, senkte sich etwas zur Linken, und schon meinte ihre Umgebung, der letzte Hauch wolle sich der gequälten Brust entringen, das große Weh des Herzens, das schlechte Menschen über sie gebracht, sei nun zu Ende — da war sie eingeschlafen. Aber es war nicht der lange Todesschlaf. Zwar war das aller Anwesenden Überzeugung, weshalb denn auch alle still das Zimmer verließen. Nur Georg blieb in tiefer Trauer zurück. Er wollte auch allein sein und schloß die Thüre.

Nach einer Weile setzte er sich an den Rand des Bettes, er wollte seiner Else gerade ins Gesicht schauen. Sie lag wie tot. Aber das kümmerte Georg nicht, es war ja seine Else. —

Hätte er sie nur recht beobachtet, so hätte er merken müssen, daß ihr Leben noch nicht entflohen war. Daß es entflohen sein könnte, wollte er auch gar nicht glauben. Er meinte jeden Augenblick, jetzt muß sie sich bewegen, mich ansehen. Und — sah er denn nun recht, betrogen ihn seine Augen nicht? — Else wandte ihren Kopf ein ganz klein wenig zur Rechten, ihr Busen hob und senkte sich etlichemal recht schwer auf und nieder, und wie aus einer andern Welt kommend, sah sie ihren Mann an. Er erschrak nicht, nein, er sagte liebreich zu ihr:

„Else, wie ist dir?" —

„Müde bin ich — Georg," hauchte sie nur so hin. Aber er verstand's. Er hatte sein Ohr an ihren Lippen. Nun bettete er sie so schön, wie er nur konnte, gab ihr einen Kuß auf die bleiche Stirn und sagte in zärtlichem Tone:

„Ja, du bist müde! Nun schlaf, meine liebe Else."

Und sie schlief eine Stunde, zwei Stunden, drei Stunden! Georg wich nicht von ihrer Seite. Als sie erwachte, war sie sichtlich gestärkt und erkannte Georg. Trotzdem wurde nur wenig gesprochen, denn Else schlief auch dann bald wieder ein und erwachte erst am hellen Tage.

Sie war außer Gefahr! Ein Wunder Gottes, meinte Georg. Und er wird wohl recht gehabt haben. Von Tag zu Tag nahm sie zu an Leibeskräften, und sie

konnte dann auch über ihre traurigen Erfahrungen reden, ohne die geringste Aufregung.

„Georg," sagte sie eines Tages zu ihrem Manne, „ich glaube, wir haben ein großes Unrecht gethan, daß wir uns so grämten über den Squire Mac und über das verlorene Geld. Wir hatten unser Herz daran gehängt. Ich gewiß. Darum hat mich Gott so sehr gezüchtigt." —

„Ja," sagte Georg. „Das größte Glück ist doch wohl das, daß wir im Unglück unsere Seele retten, so daß sie keinen Schaden nimmt. Nicht wahr, Else, wie du aus der Nacht der Krankheit zu neuem Leben erwachtest, so wollen wir jetzt stets im Lichte des Glaubens wandeln und uns nie mehr über Geld und Gut Sorgen machen."

„Ich verspreche es dir."

Sie haben ihr Versprechen gehalten und haben es nie zu bereuen gehabt; denn der Segen Gottes war mit ihnen auf Schritt und Tritt. Und Georg pflegte oft in späteren Jahren zu sagen, als sie zu Wohlstand gekommen waren und ein Haus voller Kinder hatten, die ihnen viel Freude bereiteten: „Else, dein Unglück war dein Glück. Fürwahr, du bist kein Unglückskind!"







Frank Gruber.

Eine Erzählung von Fridolin.

Am offenen Fenster saß Frau Gruber. Die Sonne war längst hinter den Bergen verschwunden, und immer tiefer sank das Abenddunkel auf das Thal herab. Das Zirpen der Grillen und Heuschrecken verstummte allmählich, und das unheimliche Rufen der Nachteule, wie auch des „Whippowil“ eintöniger Gesang durchtönte die stille, schwüle Sommernacht; denn es war Mitte Juli. Der Mond stand nun schon voll und glänzend am Himmel. Er war so schnell über die hohen Berge herübergekommen, daß Frau Gruber von seinem milden Schein plötzlich übergossen dasaß und zu ihm emporsah wie zu einem alten Freunde in der Not.

Äußere Not drückte sie nun gerade nicht. Das kleine Häuschen dort in den Bergen hatte ihr der Gatte schuldenfrei hinterlassen, als er so jäh durch ein Unglück tief unten in dem Kohlenschachte begraben wurde. Das war ein harter Schlag für die damals noch junge Frau. Ihren einzigen Sohn, Frank, hatte sie gerade durch den zweiten Sommer gebracht und dankte Gott dafür. Da

kam das große Grubenunglück. Von da an war wohl ihr Leben einsam, aber nun wollte sie für ihren Sohn alleine leben und arbeiten, denn er war ihr Herzblatt, und das war ja ganz begreiflich.

Sie nahm Kostgänger ins Haus. Es waren Kohlengräber, Grubenarbeiter. Manchmal waren rohe Menschen darunter, allein Frau Gruber wußte mit ihnen fertig zu werden. Ihre edle Haltung, ihr festes Auftreten und der reine Blick ihrer Augen hielten die Männer in Schranken.

Es war ein ganz anderes Weh, das ihre Seele beunruhigte, als der Mond an diesem Abend durchs Fenster schien und ihr edles Gesicht beleuchtete. Frank war nun schon achtzehn Jahre alt geworden. Frau Gruber aber, die nun in den vierziger Jahren sich befand, war trotz ihrer Witwenschaft, trotz der Sorgen und Mühen ihres einsamen Lebens da draußen in den Bergen, wenig gealtert. Sie hatte ihr Äußeres nie vernachlässigt, sie war noch immer eine Mutter, auf die der Frank stolz sein konnte. Und als nun der Mond ihr blasses Gesicht beschien und sie mit sinnenden Augen seinen stillen Gang verfolgte, war es klar, daß eine heimliche Sorge auf ihrer Seele lastete.

Wäre jemand zu ihr getreten und hätte gefragt: „Liebe Frau Gruber, was ist Ihnen, was fehlt Ihnen?“ — sie hätte vielleicht doch nicht geantwortet. Die Sache lag nämlich so: Frank sollte fort von Haus! Frau Gruber wollte nicht, daß er ein Grubenarbeiter oder ein Eisenarbeiter werde, obschon sie keine hochfliegenden Pläne mit ihm verfolgte. Jede andere Arbeit wäre ihr recht gewesen. Frank hatte ja Anlagen. In

dem Vorstädtchen der nahen Großstadt hatte er die öffentliche Schule durchgemacht. Der Prinzipal derselben hatte der Mutter geschrieben, „daß Frank stets ein braver, fleißiger Knabe gewesen sei, und er glaube, Frank würde einmal im Leben recht gut fortkommen. Doch sollte sie ihn aus den Bergen nehmen und nach Pittsburg schicken, damit er sich dort seinen Lebensweg suche. Er werde bald sich eine gute Stelle zu verschaffen wissen." Nun war Frank schon ein paar Jahre in dem Städtchen in einer Apotheke angestellt gewesen. Aber jetzt wollte er studieren und sich zum Apotheker ausbilden lassen. Dieses Verlangen brachte er immer aufs neue vor seine Mutter, die es nie gern hörte. Frank aber bestand darauf, die pharmazeutische Schule in Pittsburg zu besuchen. Das war ein ganz begreiflicher Wunsch für einen aufgeweckten und strebsamen Jüngling.

Und nun hatte die Stunde geschlagen, da er dem alten Haus am Abhange, der lieben Mutter, die allein drinnen zurückbleiben würde, Ade sagen sollte! Der Koffer war gepackt und alles fertig für die Abreise; in der Frühe des Morgens sollte er abreisen. Er war längst zur Ruhe gegangen. Er träumte von wunderlichen Dingen. Glücks- und Unglücksbilder traten vor seine Seele. Zuerst sah er eine lange Reihe von Glückswagen, auf denen getanzt und gesungen wurde, vorüberziehen. Dann wohnte er plötzlich in der großen Stadt als reicher, angesehener Mann, in einem wunderlichen Palast an der Highland Ave., der an jedem Morgen, wie auf Zauberschlag, ein anderes Aussehen hatte. Dann lief er des Nachts im hellen Mondlicht in dem Park einer lieblichen Engelsgestalt nach, die ihm immer

schmeichelnd zuwinkte, bis er endlich erschöpft zu Boden sank. Dort tauchten aber auch im Dunkel die Feinde seines Glückes auf. Plötzlich wühlten sie vor ihm ein großes Loch in die Erde. Wie kleine schwarze Teufel arbeiteten sie; tiefer, immer tiefer — gähnend tief —, nun griffen sie ihn und warfen ihn hinein! — Entsetzen und Schrecken ergriff ihn, laut stöhnend wachte er auf. Der Mond hatte sich durchs Fenster geradeswegs zu seinem Bette hingestohlen und lachte dem erschrockenen Jüngling ins Gesicht, der von der Zukunft nichts anderes erwartete, als dem Glücke in die Arme geworfen zu werden.

Die Mutter aber dort unten am Fenster träumte nicht. Mit wachen Augen blickte sie in die stille Nacht. Es wurde ihr doch schwer, morgen früh ihren Sohn ziehen zu lassen, so gern sie es auch sah, daß er die Einsamkeit verlasse und in der Stadt etwas Tüchtiges erlerne. Sie liebte zwar ihren Frank, wie nur eine Mutter ihren Einzigen lieben kann; aber bei alledem hatte sie ihn nicht verhätschelt. Sie hatte auch das „Eine, was not thut,“ nicht vergessen; in der Zucht und Vermahnung zum Herrn hatte sie ihn versucht zu erziehen. Und Frank war auch immer artig und liebevoll gewesen. Nur zwei große Fehler hatte er: er war leichtsinnig und zu gutmütig. Die Gefahren aber allzu großer Gutmütigkeit sollte er im späteren Leben kennen lernen.

An alles dieses dachte Frau Gruber, und es ward ihr dabei recht bange ums Herz. Sie dachte, wenn Frank in der Großstadt aufgewachsen wäre, dann würden die Versuchungen derselben ihm vielleicht nicht so gefährlich werden können. Aber plötzlich aus der stillen Zurückgezogenheit hinein in den Strudel des Stadtlebens — o, wie würde das gehen?! —

Es half alles nichts. Es war abgemacht: er kommt nach Pittsburg. Sollte sie jetzt im letzten Augenblicke alles rückgängig machen und ihren Sohn hier in den Bergen unter den rohen Menschen auch verrohen lassen? — Sie kannte das Stadtleben, sie war darin aufgewachsen und ihrem treuen Manne in das kleine Häuschen am Abhange gefolgt. Nun sollte Frank dorthin, und sie hier bleiben. O, Frank wollte sie später, wenn er ein eigenes Geschäft besäße, zu sich nehmen; bei ihm sollte sie ihre alten Tage beschließen. Kindlich fromme Luftschlösser! Damit konnte sich die Mutter nicht trösten. Was konnte in der Zwischenzeit nicht alles mit ihrem Frank passieren? — Noch lange dachte sie hin und her und quälte ihr armes Herz. Doch endlich befahl sie alles dem treuen Vater im Himmel und legte sich schlafen. Da sie ihren Geist im wachenden Zustande förmlich gemartert hatte, fand er auch im Schlafe keine erquickende Ruhe. Erst gegen Morgen, als das erste leise Grauen die Spitzen der Berge auftauchen ließ, fiel Frau Gruber in einen mehrstündigen, erquickenden Schlaf und erwachte erst, als die Sonne schon hell am Himmel stand.

Es mochte sieben Uhr geworden sein. Die Stunde war gekommen, wo Mutter und Sohn Abschied nehmen mußten. Die große, mächtige Pappel, welche mit ihren Zweigen fast das ganze Haus beschattete, rauschte in der frischen Morgenluft, als bemühe sie sich ein „Lebewohl“ zu sagen. Drunten, etwa dreihundert Schritt vor dem Hause, rieselte das Wasser im Bache so hell und klar, und wie es sprudelnd von Stein über Stein plätscherte, schien es murmelnd zu sagen: Frank Gruber trinkt nie wieder aus diesem Bache! Die Blumen an der Seite des

Treppenganges, der zum Bach hinabführte, schauten so neugierig und überrascht hinauf zum Hause, in dessen Thüre Mutter und Sohn standen und sich die letzten lieben Worte sagten. Bei aller Morgenpracht, die nicht anders war, wie sonst ein Julimorgen zu sein pflegt, war es doch, als habe sich plötzlich in der Nacht alles verändert. —

Nun — der Mutter Abschiedskuß brannte noch auf Franks Wange. Sie hatte sich schnell von ihm losgemacht, ihm Gottes Segen und Glück zur Reise gewünscht und ihn gebeten, nie, nie seine Mutter draußen in dem kleinen Häuschen an dem Bergabhange zu vergessen. —

„Mutter, leb wohl! Ade!" Und Frank schritt mit der Reisetasche in der Hand hinab zum Bach. Als er die vielen Tritte hinunterging, trat die Mutter wieder in die Thüre des Hauses und blickte bewegt dem Davoneilenden nach. Auf der kleinen Holzbrücke, die über den Bach führt, bleibt Frank noch einmal stehen, sieht sich um, sieht die Mutter stehen, zieht sein Taschentuch, schwenkt es und ruft zu ihr hinauf: "Good bye, good bye!" — Sie erwidert liebevoll diesen letzten Gruß und — wie ein klagend Echo klingt's ins Thal hinab: „Good bye, good bye!" —

Im New Yorker Hafen herrschte das regste Leben. Es war um eine späte Nachmittagsstunde. Ein mächtiger Dampfer lag stolz vor Anker, der aus dem alten Vaterlande viele Deutsche herübergebracht hatte. In „Castle Garden" hatten sich viele Menschen eingefunden. Ach, wie strahlten die Gesichter vor Freude, wenn sie auf fremdem Boden Freunde, Bekannte oder Verwandte antrafen. Aber lange nicht allen wurde diese Freude zuteil; denn viele der eben Eingewanderten hatten als Reiseziel den fernen Westen unsres großen Landes. Als Emigranten fuhren sie per Eisenbahn weiter. — Unter diesen befand sich ein junges Mädchen, welches die weite und gefahrvolle Reise übers „große Wasser" ganz allein gemacht hatte. Ihr Reiseziel war das westliche Pennsylvanien. Und als sie abends endlich im Eisenbahnzuge saß und man ihr mitteilte, daß sie schon am nächsten Nachmittag bei ihrem Vater sein würde, da war bei ihr all das Ungemach der Ozeanreise vergessen.

Es war ein einfaches, aber nicht gerade ein ganz gewöhnliches Mädchen aus dem Bauernstande. Nein, Adele hatte eine recht anständige Erziehung genossen auf einem Gutshofe in Hessen. Sie war zwar nicht gerade eine Schönheit zu nennen, doch hatte sie ein recht einnehmendes Äußere. Als siebzehnjährige Jungfrau war sie herübergekommen. Von der langen Reise angestrengt, war sie etwas bleich geworden, und um ihr Gesicht, aus dem ein Paar graublaue Augen treuherzig

hervorschauten, nahm sich ihr rabenschwarzes, schweres Haar sehr gut aus. Sie sah etwas ängstlich in die „neue Welt“ hinein. Still und in sich gekehrt saß sie da. Bei aller freudigen Hoffnung schweiften ihre Gedanken doch immer wieder zurück zu der alten, guten Großmutter, die sie erzogen hatte. Adeles Mutter war längst gestorben, ja sie hatte sie nie gekannt. Auch den Vater nicht. Der hatte die Heimat verlassen, als Adele noch ein kleines Kind war. Begreiflicherweise war sie der Großmutter ans Herz gewachsen. Nun, als Adele im achtzehnten Lebensjahre war, schrieb der Vater der Großmutter, sie solle Adele jetzt zu ihm senden, er wäre so gestellt, ihr ein anständiges Heim bieten zu können. Endlich, nach vielen Briefen hin und her, hatte es Adele für ihre Pflicht gehalten, dem Rufe ihres Vaters zu folgen und die Großmutter zu verlassen. Sie dachte nun an alles, was sie Liebes von der guten alten Frau erfahren. Es beschlich sie ein Gefühl des Heimwehs, es war ihr so bang ums Herz. Den Vater kannte sie ja gar nicht; was mochte er für ein Mann sein? —

Unterdessen rasselte der Eisenbahnzug immer weiter, es war ein Emigrantenzug, der nicht so dahinflog, wie der „New York Limited.“ Die Nacht war sehr dunkel und stürmisch; es war Ende September. Wenn der Zug anhielt, so hörte sie das Heulen des Windes, und prasselnd schlug der Regen an die Waggonfenster. Immer weiter nach Westen hin brachte das schnaubende Dampfroß die sich einsam fühlende Adele. Endlich wurde sie müde und schlief auf ihrem Sitze ein.

Früher, als man ihr gesagt, war das Ziel erreicht. So gegen Mittag konnte sie in dem Städtchen aussteiq-

gen, in welchem ihr Vater wohnte. Dieses lag etwa vierzehn Meilen östlich von Pittsburg entfernt. Sie wurde recht freundlich empfangen. Nur fiel es ihr auf, daß der Vater sie nicht in ihr „Heim" führte. Er nahm sie in einen „Store," über welchem allerdings eine Wohnung war, aber wie der Vater sagte, „die gehört samt dem ‚Store' dem jungen Mann, den ich dir unten vorstellte."

Ach, wie war Adele enttäuscht! Wie würde es ihr noch ergehen? Schon nach ein paar Tagen merkte Adele, was ihr Vater für Pläne mit ihr habe. Alle abend kam der junge „Storekeeper" von unten herauf, trotzdem sie ihm deutlich zu erkennen gab, daß sie seine Gesellschaft nicht wünsche. Schließlich kam's heraus: Der Vater hatte dem Manne seine Tochter zur Frau versprochen und der junge Mann dem Vater ein sorgenloses Leben; sie hatten also Adele verhandelt. — Adele war entrüstet und begriff nicht, wie ein Vater sich so weit erniedrigen konnte und seine Tochter auf so schmähliche Weise verkaufen. Voll Entschiedenheit sprach sie: „Vater, ich kann nimmermehr auf deine Wünsche eingehen, zumal mich der Mann nicht nur nicht anzieht, sondern mir im höchsten Grade unsympathisch ist." Selbstverständlich konnte sie ihm nun nicht mehr recht vertrauen, nachdem er sie so hintergangen und sie nur aus selbstsüchtiger Absicht von Deutschland herübergelockt hatte. O, wie war sie so unglücklich, so enttäuscht!

Wenn man sie jetzt nur in Ruhe gelassen hätte; aber ihre Antwort belächelte man. Der Vater sagte: „Wenn du dich etwas mehr an den Mann gewöhnt hast, wirst du doch noch ja sagen." Aber Adele sagte nicht ja!

Tage, Wochen gingen so dahin. Endlich ward der Vater zornig über seine Tochter und sagte: „Du bist eine ungehorsame Tochter und ich werde meine Autorität dir gegenüber beweisen. Du sollst den Mann heiraten, ich will es so haben.“

Was nun machen? Der Vater wollte sie aus dem Hause jagen, auf die Straße setzen, wenn sie es nicht thue. Daß er nicht zu gut dafür sei, davon war sie überzeugt. Drum sagte sie zu ihm: „Laß mir bis morgen Zeit zum Überlegen, dann wirst du erfahren, was ich thue.“ — Gegen solche Bitte ließ sich natürlich nichts einwenden. „Aber,“ sagte er, „das ist das letzte Mal, daß du Bedenkzeit bekommst.“ — —

Am nächsten Morgen war Adele verschwunden, ihr Zimmer war leer. Auf ihrem Tisch lag ein kleines Briefchen folgenden Inhaltes:

„Lieber Vater!

Du hast mich zu einem Schritte zwingen wollen, gegen den mein Herz und Gewissen sich aufbäumt. Darum entziehe ich mich aller weiteren Folter und Qual, indem ich nach Pittsburg reise. Dort kehre ich bei Leuten ein, von denen die Großmutter sagte, daß ich sie besuchen sollte. — Du hast es mir unmöglich gemacht, dir eine gehorsame Tochter sein zu können; ja ich bin überzeugt, du hast mich absichtlich getäuscht und unter falschen Vorspiegelungen herüberkommen lassen. Dies fühlt sich gedrungen dir zu sagen

dein unglückliches Kind Adele.“ —

Anstatt daß der Vater diese Worte sich zu Herzen hätte gehen lassen, schäumte er, und auch der junge Mann, vor Wut. Aber das half alles nichts, Adele war fort.

Während Adele von dem Vater und seinem jungen Bundesgenossen verwünscht wird, ist sie längst in der Großstadt. Ihre Großmutter hatte ihr eine Adresse mitgegeben von Leuten, die vor vielen Jahren aus ihrem Orte nach Amerika ausgewandert waren. Adele fand sie auch bald und wurde freundlich aufgenommen. In dem Hause war eine alte Großmutter, die bei ihrem einzigen Sohne wohnte. Dieser war seit einem Jahre Witwer; seine Mutter führte ihm das Haus und versorgte die drei Kinder. Adele kam da ganz recht, denn sie fand Arbeit. Wenn nur der Mann mehr nüchtern gewesen wäre!

Adele war von ihrer Großmutter christlich erzogen worden und war kindlich fromm. Sie konnte sich keinen Sonntag denken, ohne in die Kirche zu gehen. So fragte sie denn nach einer deutschen evangelischen Kirche. Der junge Witwer, der dem Namen nach wenigstens zur St. Peters-Kirche gehörte, brachte sie eines Sonntags in den Abendgottesdienst. Ach, wie ging Adele das Herz auf im stillen Gotteshaus! Seit sie den heimatlichen Boden verlassen, hatte sie das Innere einer Kirche noch nicht gesehen, geschweige denn eine Predigt gehört. Freudenthränen rieselten über ihre bleichen Wangen herunter.

Der Pastor hatte sie bemerkt und erkannt, daß sie eine Fremde sei. Nach Schluß des Gottesdienstes ging er deshalb auf sie zu und redete einige freundliche und ermunternde Worte mit ihr, wobei er bemerkte, er werde bei Gelegenheit einmal vorkommen.

Ein Besuch des Pastors Freimund bei Adele hatte zur Folge, daß sie als Magd in des Pastors Familie eintrat. Das war eine Freude für die einsame Adele. Ihr war, als ob jetzt erst ihre lange Reise beendet sei, als sei sie nun in den Hafen des Glückes eingelaufen. Sie bemühte sich denn auch, den neuen Verhältnissen gerecht zu werden, was auch so schwer nicht war. — Nun konnte sie ihrer Großmutter schreiben, daß es ihr gut gehe, und sie erzählte ihr alles. Ihr Vater hatte wohl erfahren, wo sie war, aber keine Anstrengungen gemacht, sie zurückzuholen. Er bekümmerte sich gar nicht mehr um sie. So ging nun alles befriedigend, und Adele hätte es sich gar nicht besser wünschen können. —

Ach ja, wenn das Glück einem jungen Herzen lächelt, denkt es an kein Ungemach. Aber, was ist das Glück und wie bald wendet sich das Blatt! — —

Allein — warum müssen manche Menschen so verworrene Wege gehen, ehe sie die Ruhe der Seele finden? Das weiß Gott allein, denn er fügt es so. Gewiß ist, daß wir immer Ursache haben, in des Dichters Worte einzustimmen:

„So führst du doch recht selig, Herr! die Deinen,
Ja, selig und doch meistens wunderlich.
Wie könntest du es böse mit uns meinen,
Da deine Treu nicht kann verleugnen sich?
Die Wege sind oft krumm und doch gerad,
Darauf du läßt die Kinder zu dir gehn;
Da pflegt es wunderseltsam auszusehn,
Doch triumphiert zuletzt dein hoher Rat!“ —

Der strenge Winter war gebrochen. Und als der ins Land einziehende Frühling mit seinem Zauberstab so gewaltige Veränderungen in der Natur hervorbrachte,

da waren auch für Adele Veränderungen eingetreten, die für ihr junges Leben entscheidend wurden. Als sie eines Abends im April vor der Hausthüre saß, die ersten Knospen sich regten, die Bäume anfingen zu grünen und laue Lüfte ihre Stirne streiften, konnte sie sich nicht überwinden, sie mußte einige Frühlingslieder singen. Das Singen war zudem ihre Freude. Da kam Pastors kleine „Effie“ herzu und sagte: „'Dele, erzähl mir etwas.“ Anstatt zu erzählen — denn bei „Effie“ war Singen, Reden, Deklamieren auch Erzählen — sprach Adele ihr folgende Verse vor:

Welch heil'ge Weihe lagert still
Auf Flur und Feld und Wiesengrund!
Des Vaters mächt'ger Schöpferswill
Erzeuget dies und thut uns kund:
Daß neues Leben fließen soll,
Gebrochen sei des Winters Groll!
Die lange, kalte Wintersnacht
Verwandle sich in Frühlingspracht!

Wie er gebeut, so steht es da!
Der Lenz, der liebe, holde Knab,
Zieht ein in unser Land, sieh da—
Und Blumen streut er auf den Pfad.
O zartes, süßes Frühlingsgraun,
O daß ich mich nur satt möcht schaun
An Himmelsblau und Veilchenduft,
Eh mich der Schöpfer zu sich ruft!

Denn einstmals hört doch alles auf,
Das steht so in des Schöpfers Plan.
Geht dann auch meines Lebens Lauf
Zu End, so sei es wohlgethan.
Dann weiß ich, mein Erlöser lebt,
Dann weiß ich, daß er mich erhebt
Ins Paradies, o Frühlingszeit,
Die nie vergeht in Ewigkeit! —

Bei den letzten Worten war Adele ganz ernst geworden. Da trat Frau Pastor herzu und sagte:

„Adele — in zwei Wochen müssen wir hier fort. Jetzt ist alles in Ordnung, die Gemeinde hat einen Pastor gewählt."

„O, dann müssen wir morgen schon an die Arbeit des Packens?"

„Ja, das eben wollte ich dir sagen."

„O, wie freue ich mich, daß wir die alte schmutzige Stadt bald hinter uns haben!" —

Pastor Freimund hatte die große Stadt verlassen. Seiner angegriffenen Gesundheit und seiner Familie war er es schuldig, der staubigen und schmutzigen Stadt den Rücken zu kehren und seine Gemeinde, zu deren Emporblühen er seine besten Kräfte jahrelang eingesetzt hatte, einem anderen zu überlassen. Nicht allzuweit von der großen Stadt übernahm er eine weit kleinere Gemeinde. Diese lag in den Bergen, zu deren Füßen sich der silberhelle Allegheny-Fluß hinschlängelt. Es war eine Landgemeinde. Kirche und Pfarrhaus lagen auf einem der großen Bergrücken, welche sich landeinwärts weit ausdehnten und so ein sehr gutes Farmland schufen. Kirche und Pfarrhaus standen nicht weit vom Fluß ab, obschon niemand sie von da aus gesehen hätte.—

Prachtvolle Waldungen umstanden diese stille Burg, welche man auch allgemein mit dem Worte „Zion" belegte, umsomehr, da die Gemeinde sich die „Zions-Gemeinde" nannte. Und nun erst welche Pracht war auf den Höhen, auf den Bergen, in dem dichten Wald, da „der Lenz, der holde Knab mit seinem Zauberstab" ein wahres Wunderland hervorgezaubert hatte! Wäh-

rend tief drunten die Fluten des Allegheny die mit frischem Grün umzäunten Ufer leise bespülten, rauschten hoch droben die Wipfel der mächtigen Eichen dazu. Und in dieses geheimnisvolle Rauschen des Naturorchesters stimmten die Vögel des Waldes alle ein. Das war eine friedliche, aber auch eine großartige Musik. —

Eine wahre Lust war es, hier die Natur in ihrer Majestät voll und ganz auf sich wirken zu lassen: den Wald zu durchstreifen; des Himmels Bläue durch der Bäume Wipfel zu bewundern; den würzigen Duft der Bäume und Blumen einzuatmen; auf einsamen Pfaden rechts oder links Maiglöckchen, Vergißmeinnicht und wilde Veilchen zu pflücken; im Schatten der Bäume sich niederzulassen und dem Flüstern der Blätter, dem Sang der Waldvögel zu lauschen; oder von dort oben auf dem freien Platze auf die Spiegelglätte des Flusses zu schauen, wie er langsam und in manchen Windungen seinen Weg hinunter bis nach Pittsburg nimmt, dessen schwere Rauchwolken man hie und da sich auftürmen sehen konnte. Und des Abends bot sich den Bewohnern von „Zion" ein großartiges Schauspiel dar, wenn sie jene Anhöhe erstiegen. Dann fanden sie den Himmel oft auf Minuten gerötet wie ein weites Feuermeer, das je und dann aufzuckte. Es war der Wiederschein der Feuer der gewaltigen, Tag und Nacht sich in Thätigkeit befindenden und in der ganzen Welt bekannten Carnegieschen Eisenwerke. —

Dort hinauf hatte sich Pastor Freimund mit seiner Familie geflüchtet, um dem gefährlichen Rauch und Staub der „Iron City" zu entgehen. Und Adele war mitgegangen, obschon sie in der Stadt weit einträglichere

Stellen hätte erhalten können. Aber des Pastors „Effie“ konnte sie nicht entbehren. Zudem war sie der ganzen Familie so sehr zugethan, daß sie dieselbe begleitete und auch auf „Zions-Burg“ sie nicht verlassen wollte.

Schon war über ein halbes Jahr vergangen, seit Frank Gruber seine treue Mutter in dem einsamen Häuschen dort am Bergesabhange verlassen hatte. Die zehn Monate waren so schnell dahingeflogen, er wußte nicht wie. Er war auch mit sich und seinem Fortkommen ganz zufrieden, was er auch seiner Mutter schrieb. Er hatte eine Stellung in einer guten deutschen Apotheke gefunden. Sein Prinzipal war ein echter Deutscher; aber eins war an ihm zu beklagen: Die Kirche schien er nur dem Namen nach zu kennen. Deswegen kümmerte es ihn wenig, wo Frank, wenn er seinen Sonntag hatte, seine Zeit verbrachte. Sonst hatte Frank einen guten, freundlichen Vorgesetzten, der sich seiner stets gerne annahm und half, daß Frank in seinem Fach etwas Tüchtiges werde. Und Frank war fleißig und gehorsam. Im Oktober wollte er noch behufs weiterer Ausbildung nach Philadelphia. Wenn er an seine Zukunftspläne dachte, so rollte das Blut ihm rascher durch die Adern, und allerlei Phantasiebilder durchkreuzten sein junges Hirn.

Frank Gruber war nun neunzehn Jahre gewesen. Den Winter hindurch war er ohne Unterbrechung in der Stadt geblieben, nicht einmal die Mutter hatte er besucht. So anstrengend es auch war, Tag für Tag die gewohnte Arbeit zu vollziehen, so hatte er doch immer Zeit gefunden zur Erholung. In der Stadt fehlt es ja bekanntlich nicht an Wintervergnügungen. Doch Frank hielt sich vorläufig noch fern davon. Seine treue Mutter daheim fiel ihm immer ein, wenn die Versuchung ihm zurief: Komm, geh mit! und so war es ihm eine Kleinigkeit zu überwinden.

Aber nun erweckte der Lenz in ihm das Verlangen: hinaus in die frische, freie Natur! War er doch in den Bergen am schönen Monongahela-Fluß aufgewachsen; hatte er sich doch oft in den Wäldern müde gelaufen, um der Mutter mit des Vaters Flinte ein Eichhörnchen oder im Winter ein Häschen zu erlegen; war es ihm doch früher ein wahrer Hochgenuß gewesen, in schwankendem Kahne den Fluß auf- und abzufahren, Fische, Schildkröten und Krebse zu fangen; — sollte diese Lust in ihm erloschen sein? O nein, das alles begeisterte ihn jetzt förmlich. Ohne viel darüber nachzudenken, bat er seinen Prinzipal um einen Tag Urlaub. Er wolle sich morgen einmal nach altgewohnter Weise auf dem Fluß und auf den Bergen mit Angel und Büchse ergötzen. Bereitwilligst wurde ihm die Erlaubnis erteilt.

Am nächsten Morgen früh — die Sonne hatte noch lange nicht alle Städter geweckt — war unser Frank schon drunten am Fluß. Er war ganz allein. Das Alleinsein entsprach heute vollständig seiner Stimmung, er wollte von niemandem belästigt oder gestört werden. Kräftig

schlug er die Ruder und rauschend durchschoß das kleine schlanke Fahrzeug die Flut. Noch nie bisher hatte er die Fahrt auf dem Allegheny=Fluß aufwärts gemacht. Darum war das Bild, welches sich ihm an beiden Uferseiten darbot, neu und höchst interessant. Aus unzähligen Fabrikschornsteinen quoll und wälzte sich der Rauch langsam in die Höhe. Es dauerte eine Stunde, bis er die Stadt mit all ihren vielen kleinen Vorstädten passiert hatte. Und immer weiter ging die Fahrt. —

Frank hatte nicht gerade schnell gerudert, um sich am Ufer nichts entgehen zu lassen. Nun, da das Ufer eintöniger ward, ruderte er kräftiger, und blitzartig ging's stromaufwärts. Schon zeigten sich die Berge deutlicher, immer neugieriger schienen sie sich dem Fluß zu nähern. Frank jauchzte ordentlich auf vor Freude und Lust. —

Von der Stadt war nun nichts mehr zu sehen. Frank war auch müde geworden vom Rudern. Er beschloß anzulegen. Er spähte nach einer passenden Stelle, um seinen Kahn in Sicherheit zu bringen. Unten am Fuße eines großen Berges legt er an. Dem Kahne entnimmt er Tasche, Büchse und einen kleinen Korb mit Proviant. Erst will er einen Bissen einnehmen, dann will er den Berg ersteigen und in dem prächtigen Wald dem Waidwerk fröhnen, und so am Nachmittag zwischen vier und fünf Uhr noch ein wenig fischen.

Als er sein Essen beendigt, war es schon zehn Uhr morgens vorbei. Oben auf dem Berge angekommen — konnte er sich kaum von dem entzückenden Anblicke trennen, der sich ihm darbot. O, es war doch schön in Gottes freier Natur! Und er dachte mit Schaudern daran, heut abend wieder in der dumpfen Stadt sein zu müssen. —

Endlich warf er die Büchse, ein altes Andenken von seinem Vater, über die Schulter und lenkte seine Schritte waldeinwärts. Die alten Waldriesen bewundernd, hatte er beinahe vergessen, daß er auf das erste beste Wild schießen wollte. Durch das Rasseln einer Schlange wurde er aber, nicht wenig erschreckt, aus seinen Gedanken herausgerissen. Schnell war die Flinte angelegt, ein Knall, und die Schlange wand sich in ihrem Blute. Das gab ihm Mut. Weiter, immer weiter kam er in den tiefen Wald. Allein geschossen ward nicht viel, denn hier war kein Wild zu finden. So übte sich denn Frank im Schießen zum Zeitvertreib, indem er einen alten Hickory zur Zielscheibe nahm.

Die Sache wurde ihm aber auch langweilig. Er wollte zurück. Zudem war es längst Nachmittag. Er wandte sich darum rückwärts, um an den Berg zu kommen, den er überschritten hatte. Nur das Flüstern und Rauschen der Bäume und seine eigenen Tritte waren hörbar. Er mußte nun bald auf der Höhe des Berges angelangt sein. — Da, was war das? Hörte er nicht jemand singen? — Er blieb stehen, lauschte, spähte, — dort in jener Richtung, rechts, mußte der Sänger sich befinden. Er wandte, leise auftretend, seine Schritte dorthin.

Überrascht und betroffen blieb er plötzlich stehen. Sah er denn recht? In einiger Entfernung von ihm, ganz nahe bei der lichten Stelle auf der Höhe des Berges, war eine allerliebste Laube hergestellt, und zwar aus grünenden jungen Hickorybäumen. Die schlanken Bäumchen waren zu einander herübergebogen und oben mit Hickoryzweigen zusammengebunden und so eine Natur-

laube hergestellt worden. Die Sitze drinnen waren ebenfalls von Waldholz hergerichtet. Mitten drin stand ein Tisch, geziert mit einem Strauß Waldblumen. Ein Nähzeug war nachlässig drauf hingeworfen. Vor dem einen Sitz lag ein mächtiger Neufundländer, der seine Schnauze auf seinen Vordertatzen ruhen ließ, aber unverwandt seine Herrin anschaute. Die Herrin, in der wir Adele wiederfinden, hatte ihr Haupt lässig zurückgelehnt, ihre Hände, die von fleißiger Hausarbeit Zeugnis ablegten, ruhten gefaltet in ihrem Schoß, während sie das allen Deutschen so liebe Lied erklingen ließ:

„Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin?
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.
Die Luft ist kühl und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein.
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein."

So sah sie Frank. Er war ganz hingerissen von der Erscheinung. Was ihn fesselte, er wußte es nicht. Was sollte er nun thun? Sich leise fortschleichen, so daß man ihn nicht entdecke? Das nicht; denn dann wäre er nicht der Frank Gruber gewesen. Nein, er wollte sich ritterlich, männlich benehmen; doch wie? Er ließ Adele erst das ganze Lied durchsingen, dann stand er aber doch noch eine ganze Weile stille, immer noch nicht den Mut findend, vorzutreten und sich zu erkennen zu geben. Nicht nur hält ihn der Blick auf den fürchterlichen Hund zurück, sondern auch der Gedanke, er möchte dreist, ja frech erscheinen. Nun tritt er aber doch ganz leise näher und beobachtet, daß die Laube auch eine Öffnung nach hinten

zu hat. Von hier aus will er eintreten. Doch nein, er möchte auf diese Weise zu sehr erschrecken. Plötzlich schreitet er zu und im Nu steht er in der Öffnung der Laube. —

Ruhig, doch bleich wie der Tod, erhebt sich Adele, und der Hund will gerade in mächtigem Satz auf den Fremden los, da ertönt's fest von ihren Lippen: „Bello, kusch dich!" Knurrend und funkelnden Auges stellt er sich neben seine Gebieterin. Frank wagt kein Wort über die Lippen zu bringen. Erschrocken, wie Adele war, schreitet sie rückwärts durch die hintere Öffnung der Laube und stürmt dann mit ihrem Bello durch den Wald, ohne auch nur einmal umzusehen. —

Frank stand noch lange wie angewurzelt und konnte es nicht begreifen, wie das Mädchen hier in den Wald komme. Vielleicht müsse sie hier irgendwo zuhause sein, obschon er keine Wohnung gesehen hatte.—Tausend Fragen drängten sich ihm auf — und Jagen und Fischfang war vergessen. In dieser Stimmung schritt er den Berg hinab, bestieg seinen Kahn und ließ sich gemächlich flußabwärts treiben, während er seinen Gedanken nachhing.

Adele war unterdessen im Pfarrhause in Aufregung angekommen. Von dem Vorfall kam jedoch kein Wort über ihre Lippen. Sie hielt die Begegnung für völlig bedeutungslos. Und doch tauchte immer wieder der schöne junge Mann in seinem grünen Jagdanzug vor ihrer Seele auf. So viel ist gewiß, beide jungen Leute trugen hinfort ein Bild mit sich im Herzen, das vorher ihnen unbekannt war.

Im Pfarrhause auf „Zion“ ging es seinen gewohnten Gang, nur mit einer kleinen Veränderung. Adele war doch nicht mehr ganz dieselbe wie vor einer Woche. Die Pfarrfrau merkte wohl, daß Adele zerstreut war, hatte aber keine Ahnung davon, welchem Umstande das zugeschrieben werden mußte. Adele ging wohl öfter des Abends hinaus in ihre Laube; im Hause schrieb man das indes dem schönen Monat Mai, dem Wonnemonat, zu. Das wurde dem Mädchen nicht verdacht. Wenn sie ihre Hausarbeit, die freilich jetzt manchmal etwas flüchtig und gedankenlos gethan wurde, beendet hatte, konnte sie frei über ihre Zeit verfügen, also auch in den Wald gehen. Wo sollte sie auch sonst hin? Nach den Bauernhöfen oder Gärtnereien der Gemeindeglieder zog es sie nicht hin, wohl aber an den Ort, wo sie jenen jungen Mann gesehen hatte. Sie konnte sich selber noch nicht sagen, warum, — Thatsache jedoch ist es, es zog sie immer wieder dahin. Auch sang sie da nach gewohnter Weise ihre lieben deutschen Lieder. Würde er vielleicht einmal wiederkommen? Diese schüchterne Frage des Herzens tauchte immer wieder auf. Auch die, was werden würde, wenn er wiederkäme. Ob sie dann wohl wieder fortrennen würde? Sollte sie immer ihren Bello zum Schutze mitnehmen? —

Schon war der Wonnemonat entschwunden. Drei Wochen waren seit jener stummen Begegnung vergangen. Aber ebensowenig Adele sie vergessen konnte, hatte Frank sie vergessen. Er beschäftigte sich in Gedanken mit

ihr. Aber sie wieder zu sehen, deuchte ihm fast unmöglich. Dennoch hatte er beschlossen, am nächsten Sonntag so gegen abend an „Zions-Berg“ mit seinem Kahne anzulegen.

Der Sonntag kam. Frank saß gegen 5 Uhr nachmittags in seinem Fahrzeuge und ruderte langsam den Fluß hinauf. Es waren gerade vier Wochen seit seiner letzten Fahrt verflossen. Als er aus der Ferne den ihm schon bekannten Berg sah, dämmerte es bereits. Die Sonne war hinter den Bergen verschwunden, und eine schwere Atmosphäre schien über dem Flusse zu lagern, während oben die Spitzen der Bergketten sich zum Sommerschlafe in ein nebelhaftes, hie und da etwas rötlich schillerndes Dunkel einhüllten.

Frank gab plötzlich mit dem Ruder seinem Kahne eine andere Richtung. Er wollte dem Berge gegenüber einen Augenblick verweilen und dann Aug' und Ohr offen halten. Von diesem Punkte aus ließ sich der Berg gar nicht so hoch an. Frank konnte bis ganz hinauf sehen; nur die Laube war seinen Blicken entzogen. Das that ihm leid. Doch er redete sich ein: Ist sie da oben zu dieser Stunde, so wird sie singen. Und siehe da, während er noch den schon von den Schatten der hereinbrechenden Nacht eingehüllten Bergriesen beobachtete, ertönte von der Höhe herab ein Lied. Adele war's, sie sang drei Verse von dem wunderschönen Choral:

„Nun ruhen alle Wälder,
Vieh, Menschen, Städt und Felder,
Es schläft die ganze Welt;
Ihr aber, meine Sinnen,
Auf, auf! ihr sollt beginnen,
Was meinem Schöpfer wohlgefällt.

Wo bist du, Sonne, blieben?
Die Nacht hat dich vertrieben,
Die Nacht, des Tages Feind.
Fahr hin, ein andre Sonne,
Mein Jesus, meine Wonne,
Gar hell in meinem Herzen scheint.

Breit aus die Flügel beide,
O Jesu, meine Freude,
Und nimm dein Küchlein ein!
Will mich der Feind verschlingen,
So laß die Englein singen:
Dies Kind soll unverletzet sein."

Atemlos hatte Frank dem Liede zugehört, und noch lange klang in seinem Herzen das Wort nach: „Dies Kind soll unverletzet sein." Ei gewiß, er wollte dem lieben Kinde dort oben in keiner Weise wehe thun. Könnte er ihr nicht allenfalls Schützer und Beschirmer werden? Freilich, wie sie so zuversichtlich und kindlich fromm die Strophen sang, hatte es nicht den Anschein, als bedürfe sie einen anderen Schutz, als den des treuen Heilandes. —

Frank Gruber war ein wenig ernst geworden. An seinen Heiland hatte er schon lange nicht mehr gedacht. Seine Mutter fiel ihm ein. Im Geiste sieht er sie, wie sie, als er noch zuhause war, mit der Bibel im Schoß, ihm die heiligen Geschichten erzählte. Es fallen ihm ihre letzten mahnenden Worte ein. Er schämt sich vor sich selbst. Bei diesen Gedanken hatte er es fast überhört, daß ein zweites Lied leise durch den Abend zitterte. Adele dachte an ihre alte Heimat und auch zugleich an den Unbekannten; weich und wehmutsvoll stimmte sie an:

„Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin?" —

Nach dem ersten Vers hielt sie inne und sah träumerisch zum Himmel empor, an dem nun schon die ersten Sternlein hervorlugten, als wären sie neugierig, was die beiden jungen Leute, fern ab vom Getriebe der Welt, nun thun würden. Da tönt's zu ihr vom Fluß herauf mit Zitherbegleitung:

„Die schönste Jungfrau sitzet
Dort oben wunderbar.
Ihr goldnes Geschmeide blitzet,
Sie kämmt ihr goldenes Haar.
Sie kämmt es mit goldenem Kamme
Und singt ein Lied dabei,
Das hat eine wundersame,
Gewalt'ge Melodei."

Totenstille lagerte auf dem Wasser wie in der Laube. Mit tiefer, voller Stimme hatte sich das Lied aus Franks Brust hervorgerungen. Und Adele ahnte, daß er es sei. Nie hatte sie ein Wort von seinen Lippen gehört, aber so konnte nur er singen. Ihr Herz war voll zum Zerspringen, und ohne sich recht darüber klar zu werden, gab sie ihm Antwort mit dem dritten Verse:

„Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift's mit wildem Weh.
Er schaut nicht die Felsenriffe,
Er schaut nur hinauf in die Höh."

Jäh brach sie ab. Der Sinn der nun folgenden Worte erschreckte sie. Adele wagte sie nicht zu singen. Da hörte sie wieder von unten herauf die Zither — aber auch Frank sang nicht. Leise, wie ein fernes Echo, erklang die Melodie zu den Worten:

„Ich glaube, die Wellen verschlingen
Am Ende noch Schiffer und Kahn. —
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lorelei gethan."

Es rauschte drunten auf dem Fluß. Adele hörte es ganz deutlich, der Kahn kam näher; nun tritt sie aus der Laube heraus in die Lichtung des Berges und sieht im hellen Mondlicht den leicht schwankenden Kahn in Franks Händen. Dieser läßt die Ruder sinken, erhebt sich, und während der Strom langsam den Nachen weiterführt, singt er mit weicher, wohlklingender Stimme:

Der Mond hat uns gesehen,
Die Sterne mit uns gehen —
Sind wir denn nun geschieden
Durch Berg und Strom hienieden?

Wann darf ich wieder kommen?
Wann bin ich dir willkommen?
Sag an, o Lieb, ich gehe —
Wann ich dich wieder sehe? —

Schnell entschlossen und etwas neckisch antwortet das junge Mädchen:

Im Mondlicht steh ich
Auf Bergeshöhn.
Der Fluß rauscht prächtig
Wie Geisteswehn.

Willst du mich sehen,
Ins Aug mir schaun,
Erklimm die Höhen,
Laß dir nicht graun!

Im Waldesdunkel
Bin ich allein —
Beim Sterngefunkel
Denk ich nur dein.

Auf leichtem Kahne —
Zieh hin! Leb wohl!
Der Fluß dir bahne
Den Weg — Leb wohl! —

Das „Leb wohl" hörte Frank kaum mehr; sein Nachen hatte ihn schon zu weit flußabwärts genommen. Und er ließ ihn treiben — die Ruder hingen noch immer im Wasser und zogen Silberstreifen, vom Monde beschienen. Träumerisch saß er da. Zu einer klaren Überlegung kam er nicht. Indes, er gehörte nicht zu den Träumern, die alles um sich her vergessen. Und so besann er sich darauf, daß er noch einen weiten Weg vor sich habe. Die Ruder wurden deshalb wieder ergriffen und unter kräftigen Schlägen ging's der Heimat zu. Doch von der Pracht der mondbeschienenen Landschaft nahm Frank nichts mehr wahr. Es war ihm genug zu wissen, daß Adele seiner gedenke.

Die Wirkung jener nächtlichen, stillen Annäherung zeigte sich gar bald. Doch wie verschieden äußerte sie sich bei beiden! Frank konnte natürlich nicht jeden Abend am Zionsberge sein; das hätte sein Prinzipal schon gar nicht zugelassen. Auch hätte das als unstatthaft und Spielerei bezeichnet werden müssen. Noch hätte Adele so etwas erwartet; sie hatte es ihm ja deutlich genug zu verstehen gegeben, wie er sich verhalten sollte. Zudem hatte Frank in der Stadt die beste Gelegenheit, seine Abende in froher Gesellschaft zuzubringen, wenn er wollte. Aber er wollte nicht. —

Trotzdem waren seine Empfindungen nur oberflächlicher Natur. Er versuchte die ganze Sache mehr als ein romantisches Abenteuer hinzustellen. Manchmal wollte er sogar alles Erlebte mit Gewalt von sich schütteln, aber das gelang ihm doch nicht. Der Eindruck war da. Allein kann nicht selbst der stärkste Eindruck nach und nach verwischt werden? Und das war bei Frank Gruber zu befürchten.

Frank war ein schöner Mann, der, wo immer er in Gesellschaft erschien, bald der Liebling aller war. Die jungen Damen umflatterten ihn förmlich, was ihm natürlich sehr schmeichelte. Seine Kameraden wollten nie ohne ihn sein, denn er verstand es so trefflich, zu unterhalten und allerlei fröhliche Gesellschaftsabende zu arrangieren. Immer hatte er wieder eine neue Idee, immer stellte er der Gesellschaft etwas noch nicht Dagewesenes in Aussicht. Und wenn's dann glückte und klappte, dann war unser Frank der Löwe des Tages. Das alles war gewiß mehr oder weniger dazu angethan, ihn sein Maiabenteuer vergessen zu lassen. —

Drei Monate waren bereits vergangen und schon zeigten sich die Anzeichen des nahenden Herbstes. Da endlich hatte sich Frank Gruber entschlossen, noch einmal die Reise den Fluß hinauf zu machen, ehe der Winter komme. Das hat er denn auch ausgeführt. Doch verlassen wir ihn nun, um uns nach Adele umzuschauen.

Wie es ihr ergangen ist seit jenem Abend? Anfangs konnte sie es nicht fassen, warum sie den jungen Mann nicht vergessen konnte. Sie sann und sann und ließ alles noch einmal an ihrer Seele vorüberziehen. Dabei tauchte plötzlich der Gedanke in ihr auf: Habe ich damals auch recht gehandelt, als ich ihm antwortete? —

Adele war nie leichtsinnig gewesen. Sie prüfte sich und fand, daß sie eben auf ganz eigentümliche Weise in diese Lage gekommen sei; sie fand ferner, daß sie nur das gethan hatte, wozu ihr Herz sie unwillkürlich getrieben. Damit war sie aber doch noch nicht zufrieden. Sie wandte sich betend an den treuen Gott und flehte um Erleuchtung in dieser Angelegenheit, sowie um Kraft, die Wege zu gehen, die er mit ihr gehen wolle. —

So gingen die nächsten Tage und Wochen dahin. In aller Stille versah Adele ihre Arbeit in dem schlichten Pfarrhause. Dann und wann fragte sie sich wohl: Wird er denn nicht wiederkommen? Doch Adele wußte, daß, wenn es Gottes Wille sei, werde er schon wiederkommen. Auch fragte sie sich manchmal, ob sie nicht der Frau Pastorin, die ihr stets eine gute Freundin und Beraterin gewesen war, alles Erlebte mitteilen solle. Sie war entschlossen, dieses bei der ersten Gelegenheit zu thun; aber eine solche Gelegenheit wollte sich — wie sie meinte — gar nicht finden.

Es war an einem Abend. Adele war in der Küche fertig. Die Frau Pastor trug ihr auf, hinüber zu dem nächsten Nachbar zu gehen und zu fragen, was das kleine Mariechen mache, die schon seit ein paar Tagen am Fieber daniederlag; sie solle auch für die Kleine einen Strauß Waldblumen mitnehmen, es stünden zwei im Wohnzimmer. — Adele ging auch bald. Als sie so im Halbdunkel durch den Wald schritt auf dem schmalen Pfade, kam sie an einem ihrer Lieblingsplätze vorbei. Ein großer Felsblock lag am Wege, ganz mit Moos bewachsen. An der einen Ecke hatte die Natur ihn zur schönsten Bank gemeißelt. Wie oft hatte sie schon da

gesessen und still geträumt! Hier ließ sie sich nieder, lehnte sich an den Fels, legte ihre Hände gefaltet in den Schoß und träumte wieder den alten Traum. Vergessen war alles um sie her; daß sie zum Mariechen sollte, war auch vergessen. Der Blumenstrauß lag neben ihr auf dem Boden.

So saß sie lange. Es zogen die Sterne herauf, einer nach dem andern; es war längst Nacht geworden. Adele war mit ihren Gedanken noch nicht in die Wirklichkeit zurückgekehrt, obschon sie nun aufstand und behutsamen Schrittes dahinging, aber nicht zum Mariechen, sondern nachhause. In der Nähe des Hauses angekommen, begegneten ihr die lieben Pastors-Leute, die in der Weinlaube am Haus im traulichen Gespräch zusammen gesessen hatten. Die Frau Pastor sah Adele zuerst und flüsterte ihrem Manne zu:

„Ist dir an Adele in letzter Zeit nichts aufgefallen?"

„Ach, sie ist vielleicht nicht recht wohl. Es wird gut sein, wenn du einmal mit ihr Rücksprache nimmst."

Nun stehen sie beinahe vor einander; Adele scheint noch nichts zu sehen. Da redet sie die Frau Pastor an:

„Na, da bist du ja. Wie geht's dem Mariechen?"

„Oh, Frau Pastor!"

Mehr brachte sie nicht hervor, so erschrocken war Adele. Sie hätte in den Boden sinken mögen, so schämte sie sich. Was sollte sie sagen? Unter Thränen gestand sie: „Ich war gar nicht da."

„Ja aber Adele, warum denn nicht?"

„O, ich weiß es nicht."

„Wo hast du denn die Blumen gelassen?"

„Ich weiß es nicht." —

Die Pastorsleute sahen sich verwundert an, dann wurde ihr durch die Frau Pastor der Bescheid:

„Geh in dein Stübchen, Adele, ich komme gleich nach. Ich will einmal mit dir reden.“

Es war Adele ganz recht so. Sie wußte, daß die gute Frau Pastor sie nicht zu streng beurteilen werde. Den verdienten Tadel wollte sie sich gern gefallen lassen. Sie glaubte sogar, sie werde ihr raten in ihrer Herzensangelegenheit. Und als nun dieselbe bei ihr eintrat, kam Adele sofort auf sie zu, fiel vor ihr nieder und sagte:

„Liebe Frau Pastor, Sie mögen mich schelten und tadeln, ich hab's verdient. Aber darf ich Ihnen nun auch mein ganzes Herz ausschütten?“

„Ja, Adele, das darfst du nicht nur, sondern ich wünsche es sogar. Denn ich muß nun endlich wissen, was mit dir ist; beobachtet habe ich schon längere Zeit etwas an dir, das mir unerklärlich war.“

Nun schüttete Adele auch ihr Herz aus und erzählte alles, worauf sie sich bedeutend erleichtert fühlte. —

Das war freilich eine wunderliche Geschichte, welche Adele da erzählt hatte, und die Frau Pastor konnte das alles gar nicht begreifen. Was sollte sie nun machen, was sagen? Sie hatte sich vorgenommen, Adele gehörig ins Gebet zu nehmen; aber nun war sie entwaffnet. Soviel wußte sie auch: wenn die Liebe einmal ein Mädchenherz erfaßt hat, so sind die Vernunftgründe, die sich dagegen geltend machen lassen, umsonst. Adele blieb dabei, sie liebe, und wenn sie ihr lebenlang den Mann nie wiedersähe. —

Was daraus werden sollte, wußte auch die gute Frau Pastor nicht. Sie hoffte aber im stillen, daß

nichts daraus werden möge; denn sie hatte für diese Art von Liebe wenig Verständnis. Sie vergaß eben, daß es doch eigentlich nur die begleitenden Umstände waren, welche ihr auffällig waren. Nach einiger Überlegung aber sagte sie doch:

„Adele, du bist nun schon so lange bei uns, wir haben dich so lieb wie unser eigen Kind. Nichts würde uns schmerzlicher sein, als dich unglücklich zu sehen. Drum bedenke. Unser Leben steht in des Herren Hand. Will er dir den Mann zuführen, so wird es geschehen, früher oder später. Nur bleibt dann die Frage, ob er dich dann auch so liebt, wie du ihn." —

Gut, daß Adele treu zu ihrem Gotte hielt. Wie so ganz anders war's in diesem Augenblicke mit dem Frank! Gut, daß sie das nicht wußte. Noch lange saß sie an dem Abend in ihrem niedlichen Stübchen und allerlei Gedanken bewegte sie in ihrem Herzen. Laut sagte sie sich: Warum muß denn mit der Liebe auch zugleich das Weh einkehren? Warum ist Freud und Leid immer beisammen? Wohl, ich habe mal gelesen: „Die Liebe ist das Leben. Das Leben bringt viel Ungemach und Kreuz. Niemand hat das Leben recht kennen und schätzen gelernt, der nie wahrhaft liebte."

Adele war sich bewußt, daß diese Liebe sie in das Leben eingeführt habe. Ob sie nun an der Seite des ihr bis jetzt eigentlich doch noch unbekannten Mannes Befriedigung fände oder nicht, irgendwo und -wie würde diese Liebe sie ihrer Lebensaufgabe entgegenführen. —

Es war Sonntag. In der Stadt herrschte noch tiefe Stille gegen sonst um diese Zeit. Obschon der kühle Herbstmorgen die siebente Stunde zeigte und die Sonne klar am Himmel stand, lag die Großstadt doch noch im Schlafe. Unter den wenigen, die früh aufgestanden waren, befand sich Frank Gruber. Er war schon drunten am Fluß, hatte seinen Kahn fertig und stieg ein. Bald durchschnitt der Kiel seines Fahrzeugs die Fluten des Flusses, der im September immer besonders klar und nicht sehr tief ist.

Mit ganz eigenen Gefühlen ruderte Frank diesmal flußaufwärts. War er denn auf der Brautfahrt? Und wenn — dachte er an den Steuermann, den junge Leute mit ins Lebensschifflein nehmen müssen, wenn es nicht an den Riffen und Klippen des Unglaubens und der Weltlust zerschellen soll? Nein, an Jesum dachte er nicht in diesem Augenblick; auch wollte er nicht gerade auf der Brautfahrt sich befinden. Das hätte noch Zeit, meinte er; und das war ja auch zweifelsohne richtig. — Doch, warum hinaufziehen zum Berge? Hatte er sich nicht gesagt, er wolle mit bestimmter Absicht dort am Fuße des Berges anlegen? Ja, aber doch eben nur, um, wenn möglich, das Mädchen kennen zu lernen. Das war doch noch lange keine Brautfahrt; er wußte ja kaum, ob es ihm möglich sein werde, die Bewußte zu finden. So redete er sich ein. —

Wollte Frank mit dem Herzen spielen, wie es so viele seiner Kameraden thaten? Hätte er es sich nicht, wie er

sagte, ganz abgewöhnt, an Jesum, Kirche, Sünde, Gnade und Gottes Wort zu denken, er würde in dieser Sache auch ganz anders gedacht haben. Was würde seine gute, treue Mutter dazu gesagt haben? —

So kam er langsam vorwärts und hatte vollauf mit seinen Gedanken zu thun, die ihn diesmal gar nicht die herbstliche Naturschönheit an den Ufern des Flusses wahrnehmen ließen. Endlich war der Berg erreicht, und er war froh darüber. Es war erst etwas nach neun Uhr. So eine feierliche, heilige Sonntagsstille war ringsumher, daß Frank meinte, durch das Hereinziehen der Ruder und Anlegen des Kahns die Stille gestört zu haben. Fast scheu sah er sich um, ob ihn wohl jemand gesehen habe. Jetzt betrat er den festen Boden, suchte und fand auch bald den Steg, den er schon einmal gegangen war, und der ihn auf die Höhe des Berges führte.

Beinahe oben angelangt, hörte er aus einiger Entfernung plötzlich Glocken klingen. Er stutzte. Das hatte er in dieser Stille nicht erwartet. Oder konnte das Geläute von der Stadt herkommen? Unmöglich! Dafür war es zu deutlich. Nun war er oben und Frank erkannte nun auch die Richtung, aus welcher die Glockentöne zu ihm herüberdrangen. Frank, der ein sehr feines Ohr hatte und auch musikalisch veranlagt war, meinte nie etwas Schöneres gehört zu haben. Er beschloß, dem Ruf der Glocken zu folgen. Er war noch nicht sehr weit gegangen, da sah er auch schon Kirche und Pfarrhaus. Warum hatte er dies nicht das erstemal gesehen? Jetzt fiel es ihm ein: er war damals gerade die entgegengesetzte Richtung gegangen.

Allerliebst lag die Kirche da und nebendaran das schlichte, weiße Pfarrhaus. Auf der anderen Seite der

Kirche lag der Kirchhof, dessen viele Grabsteine Zeugnis davon ablegten, daß sein Alter schon nach Jahrzehnten zählen müsse. Vor der Kirche zog sich eine schöne, breite Landstraße hin, auf welcher jetzt die Bauern und Gärtner zu Wagen, zu Pferd und auch zu Fuß ankamen. Die Frauen, Mädchen und Kinder wurden meist vor der Kirche aus dem Wagen gehoben, während die Männer um die Kirche herumfuhren, um ihre Pferde oder Maulesel an feste Pfähle anzubinden. — Vor der Kirche war ein ziemlich großer, freier Platz; nur drei oder vier gewaltige, knorrige Eichen standen darauf, an deren Stämme Bänke angebracht waren. Darauf saßen im Sommer immer frühe Kirchgänger und plauderten miteinander. Gruppenweis standen auch Freunde zusammen. Das war eben ländlich, sittlich. —

Nun läutete es zum zweitenmale. Die Leute schickten sich an, die Kirche zu betreten. Frank hatte das alles aus einiger Entfernung beobachtet; er wußte nicht, wie ihm geschah, es machte auf ihn einen ganz ungewohnten Eindruck. Es war so ganz anders, als wie er es aus der Stadt her kannte. So etwas sah er des Sonntagsmorgens nicht. Kein Wunder, denn seit er seine Heimat verlassen, war er nur anfangs ein paarmal in der Kirche gewesen und dann nicht mehr. —

Heute wollte er aber hineingehen, und zwar in die, die da vor ihm lag. — Er war einer der letzten, welche das Gotteshaus betraten. Wie schlicht und einfach war da alles! Es wirkte ordentlich ernüchternd auf ihn. Er setzte sich ganz hinten in eine Ecke. Alles interessierte ihn, die Predigt natürlich am meisten.

Pastor Freimund redete über: „Seid niemand nichts schuldig, denn daß ihr euch untereinander

ander liebet." — Er nannte die Nächstenliebe unsere größte Schuld. Er zeigte, woran es läge, daß in der Welt und in der Kirche ein so großes Durcheinander herrsche. Man habe nicht die Liebe, wohl aber die Selbstsucht zur treibenden Kraft gemacht; man vergesse die Liebesschuld abzutragen, obschon diese bleibe, sogar wachse bei allem Abtragen, sodaß, wenn alle andern Schulden längst abgetragen seien, es dann doch immer noch heißen würde: „Die Liebe höret nimmer auf!"

In packender Schilderung wies er hin auf die Liebe der Ehegatten, die sich bis übers Grab hinaus treu bleiben. So fänden wir den Schuldbrief der Liebe immer wieder in unserm Herzen, der Tod könne ihn nicht einmal zerreißen. Aber wie kommt es denn, rief er in die Versammlung hinein, daß die Menschen in der Liebe erkalten? Erkalten? Ist das auch das rechte Wort? Sollte es nicht oft heißen: nicht wachsen? Es kommt das daher, weil sie den ewigen Grund der Liebe, Gott den Vater, nicht erkennen noch erkennen wollen; daß sie das Licht der Liebe und des Lebens, den Herrn Jesum Christum, nicht in ihre von der Sünde verfinsterten Herzen und Sinne hineinfallen lassen; daß sie durch das Wehen und Brausen des heiligen Geistes im Wort und Sakrament ihre Herzen nicht zu lichterlohem Liebesfeuer anfachen lassen! Denn wer kein Baum ist, kann auch anderen keinen Schatten gewähren, und wer nicht im Lichte wandelt, kann andere nicht zum Lichte führen.

Er schloß nun mit der Aufforderung: Auf zur Bezahlung deiner Liebesschuld! Reiß nieder den Berg der Selbstsucht in deinem Herzen; zertritt den Götzen des

Hochmutes; wirf von dir die Schleuder des Hasses und die Pfeile des Neides; sei gesinnet wie Jesus Christus auch war — und der Lohn wird sein: Von Schulden frei, erlöst im Blut, und der Trost: „Ich werde bleiben im Hause des Herrn immerdar!“ — —

Wie Spieße und Nägel trafen diese Worte das Herz des jungen Mannes dort hinten in der Kirche. — Hatte er auch je eine so entschiedene und bestimmte Aufforderung gehört, sich in den Liebesdienst des Herrn zu stellen? Hatte er auch je nur daran gedacht, eine Liebesschuld abzutragen? Bisher war er anstandslos den natürlichen Neigungen seines Herzens gefolgt und hatte gemeint, das sei Liebe. Hier aber waren ihm die Augen geöffnet worden, hörte er von einem Feld der Liebe, das er noch nicht kannte. —

Wünsche erwachten in seinem Innern; es kam ihm plötzlich schön und edel vor, in dieser Liebe zu stehen, in der Kirche dem Herrn zu dienen. Die Welt, in der er bisher sorglos und ausgelassen gelebt, war in diesem Augenblicke ganz vergessen. Sein Geist war so ganz von den Eindrücken des einfachen Gottesdienstes und der zündenden Predigt in Anspruch genommen, daß alles andere weit hinter ihm verschwand. Und als dann nach der Predigt noch das schöne Lied gesungen wurde:

„Kommt ins Reich der Liebe,
O ihr Gotteskinder,
Ihr im Blut gewaschnen Sünder!
Lernt von eurem Lamme
Eure Brüder lieben
Und euch recht darinnen üben.
Folgt dem Herrn;
Traget gern,
Was nach Jesu fraget,
Wenn's auch fällt und klaget!“

da war sein Entschluß gefaßt. —

Der Gottesdienst war zu Ende. Die Leute verließen still die Kirche. Draußen dauerte es noch eine Weile, ehe die Leute alle die Fuhrwerke bestiegen hatten. Freundlich grüßend schritt der Pastor durch die Leute hindurch. Doch hier mußte er einen Augenblick verweilen und dort hielt man ihn auf, und er hatte für alle ein freundliches Wort. Es dauerte drum eine ganze Weile, ehe er in seiner Wohnung ankam und seinen Talar ablegen konnte.

Als er dort eingetreten war, saß ein junger Mann am Fenster. Es war Frank Gruber. Er stellte sich sofort vor, und zwar ohne die geringste Verlegenheit. Er kam sofort zur Sache und sagte, er sei gekommen, um Adele kennen zu lernen. Er sei ihr zwar früher schon begegnet, aber habe nicht mit ihr gesprochen. Nun habe er sie nach der Kirche gesehen, sich vorgestellt und ihr mitgeteilt, warum er gekommen sei. Allein seit er die Predigt gehört, müsse er sich erst über eine andere Sache aussprechen.

Hier unterbrach ihn Pastor Freimund und sagte:

„Ja, wir haben von Ihnen gewußt. Adele hat uns alles erzählt, und es ist gut, daß die ganze Angelegenheit durch Ihr Erscheinen in das rechte Licht gestellt wird. Doch, mein lieber junger Freund, ich will Ihnen 'mal etwas sagen. Es ist Mittag und ich habe Hunger. Wenn Sie mit uns zu Mittag speisen wollen, so sollen sie herzlich willkommen sein. Nachher läßt sich dann alles leichter besprechen."

Frank nahm diese Einladung mit Dank an. Er benahm sich überhaupt so sicher, ohne dabei die Regeln des Anstandes zu verletzen, daß er auf die Pastorsleute den allerbesten Eindruck machte.

Nach der Mahlzeit zog man sich zurück in das gemütliche Sanktum des Landpfarrers. Nur Adele blieb in der Küche. Sofort nahm der Pastor das Wort und forderte seinen Besuch auf, einen kurzen Lebensabriß von sich zu geben. Mit Freuden und in der einnehmendsten Redeweise kam Frank diesem Wunsche nach. —

Jetzt kam sein Verhältnis zu Adele zur Sprache. Frank beteuerte, sie zu lieben, obschon er augenblicklich noch nicht daran denke zu heiraten.

„Ich bin noch jung und will erst noch etwas mehr ersparen. Einen Anfang habe ich schon gemacht, indem ich in der Stadt auf monatliche Abzahlungen eine Lot gekauft habe, auf welcher ich später einmal hoffe ein Haus bauen zu können und so eine Heimat zu haben."

Nun, was sollten die guten Pastorsleute dazu sagen? Sie hatten Adele nicht zu vergeben; sie war nicht ihre Tochter. Aber Adele hing an ihnen, wie ihr eigen Kind. Auch verlangte Frank ihre Hand ja nicht von ihnen. Frank war damit zufrieden, daß er Adele gefunden, daß er nun wisse, wo sie zuhause sei. Er wollte nachher noch selbst mit ihr reden. Vorerst lag ihm etwas ganz anderes im Sinne. Und nun hob er an und sagte:

„Lieber Herr Pastor, ich sagte Ihnen schon vorhin, daß Ihre Predigt mich tief getroffen hat. Ich muß Ihnen eingestehen, daß ich mich noch nie darum gekümmert habe, ob ich meine Liebesschuld abzahlte oder nicht. Heute habe ich aber erkannt, daß ich viel versäumt habe, und ich bin nun fest entschlossen, in der Kirche thätig zu sein in jeder Weise."

Pastor Freimund war ja ganz froh über diese Rede, nur vermißte er in derselben den wahren Kern einer

Herzensbuße. Das Erkennen der Unterlassung des Guten war da, wie das Verlangen, den Schaden soviel wie möglich auszubessern. Aber das allein war doch noch keine lautere Sinnesänderung! Nichtsdestoweniger konnte der Pastor nicht anders als anerkennen, daß dieses ein Schritt in der rechten Richtung sei, und sagte darum:

„Es freut mich, daß Sie zu der Einsicht gekommen sind, und ich hoffe, daß es kein Strohfeuer bei Ihnen ist, wie bei so vielen andern. Und wenn Sie nun zurück in die Stadt kommen, dann gehen Sie sofort zu dem Pastor der St. Peters-Kirche und erzählen Sie ihm Ihre Erfahrungen. Ich werde selber dieserhalb an ihn schreiben."

Frank ging, nachdem er noch mit Adele gesprochen hatte. Es war fast zu viel für sie. So schnell hätte sie sich die Wendung kaum träumen lassen. Es gab natürlich auf dem Wege zur Laube viel zu erzählen. In derselben wurde dann der Bund der Herzen geschlossen und abgemacht, daß sie mit der Hochzeit warten wollten, bis Frank sich Haus und Hof erspart habe. —

Schon blinzelte die Herbstsonne durch die offenen Stellen der Laube, als Frank „lebewohl" sagte. Bald saß er wieder in seinem Kahne, mit welchem er rasch flußabwärts ruderte. Ein ganz erklärliches Feuer gab seinen Armen Kraft, wie nie zuvor.

Adele war glücklich. Sie war von Herzen ihrem Gotte dankbar, denn er hatte ihr ein großes Glück beschert. Sie blickte zuversichtlich in die Zukunft, zumal Frank von heute an fleißig Gottes Haus besuchen wollte, beten, Gottes Wort täglich lesen, wie überhaupt thätig sein im Aufbau der Kirche Christi.

Ihr kam der Gedanke nicht, daß Frank allenfalls diese Sinnesänderung ihretwegen geheuchelt haben könne. Ihr Vertrauen zu ihm war zu felsenfest, um nur den Schatten eines Zweifels an seiner Ehrlichkeit aufkommen zu lassen. Und es wäre das auch ungerecht gewesen. Frank heuchelte nicht. Scheinheiligkeit lag nicht in seinem Charakter. Dennoch — gehörte er nicht am Ende zu denen, „die, wenn sie Gottes Wort hören, nehmen sie es mit Freuden an und haben nicht Wurzel: eine Zeitlang glauben sie, und zu der Zeit der Anfechtung fallen sie ab?" — —

Der Jugendverein der St. Peters-Kirche hatte eine Abendunterhaltung angezeigt. Es war ein recht schöner, nicht gerade sehr großer Verein, der schon manches Jahr hindurch zum Segen der Gemeinde gearbeitet hatte. Die Unterhaltung war von den Beamten desselben aufs sorgfältigste vorbereitet. Das Programm bekundete, daß ganz tüchtige Kräfte zur Verfügung standen. Auch ganz neue Namen standen auf dem Programm, darunter:

„Zither-Solo" von Herrn Frank Gruber.

Im Verein war Frank schon ziemlich bekannt. Denn er verstand es vortrefflich, ohne aufdringlich zu erscheinen,

sich bekannt und angenehm zu machen. In der Gemeinde dagegen war er noch ziemlich unbekannt. Das hatte ja aber auch wenig auf sich. Doch als die Unterhaltung stattgefunden hatte, war Frank Gruber der Liebling der ganzen Versammlung, mit Ausnahme etlicher Neider.—

Es war unterdessen Winter geworden. Man rüstete sich auf das Weihnachtsfest. Frank Gruber war in der Sonntagsschule wie im Jugendverein einer der ersten an der Arbeit. Bei der Weihnachtsfeier hielt er mit einer Klasse von Sonntagsschülern eine vom Pastor ausgearbeitete Katechese ab. — So ging das den ganzen Winter hindurch. Frank schien gar nicht genug thun zu können. Alle freie Zeit brachte er im Interesse der Kirchengemeinde zu. Er fehlte auch fast nie in den religiösen Versammlungen. Beim Jahresfest des Jugendvereins hielt er die Begrüßungsrede. Es konnte darum gar nicht ausbleiben, daß ein jeder auf unsern Frank aufmerksam wurde. Die Alten und die Jungen sprachen von ihm, und viele gratulierten dem Pastor dieses prächtigen jungen Mannes wegen. Ja, es kam so weit mit ihm, daß er beabsichtigte, Pastor zu werden. —

Und Pastor Freimund auf „Zion" hörte von diesem allem. Auch durch Adele, welcher Frank fleißig Briefe schrieb und sie auch schon des öfteren wieder besucht hatte. Die alten Pfarrersleute indes nahmen diese Mitteilungen mit Vorsicht auf. Das Leben und die Herzen der Menschen zu beobachten, hatten sie ja Gelegenheit genug gehabt. Sie redeten nur wenig über Frank; aber so oft die Rede auf ihn kam, sagte der ehrwürdige alte Herr: „Möge der liebe Gott ihm Standhaftigkeit und Glaubensfestigkeit verleihen. Erst in der Prüfung und Anfechtung dieser Welt zeigt sich der wahre Christ." —

Adeles Glück schien vollständig zu sein. Das stand fest: sie hätte niemals einen Mann heiraten können, der nicht ein gläubiger Christ gewesen wäre. Wenn Frank sich nicht bekehrt hätte, so würde sie ihn gewiß immer geliebt haben, geliebt bis ans Ende, aber seine Frau wäre sie nie geworden. Das durfte sie sich getrost sagen. Nun aber, was stand ihrem Glücke entgegen? Nichts! Da war lauter Sonnenschein, lauter Liebe, lauter Friede.

„Ja, wenn nur das Menschenherz, das ein trotzig und verzagtes Ding ist, immer auch die Kraft besäße, das Glück sich zu erhalten!“ sagte eines Abends die Frau Pastor zu Adele, als sie bei einander saßen und letztere wie ein Kind über ihr Glück redete. „Auch ist es gut, wenn Brautleute nicht zu rosig ihre Lage betrachten; denn hernach kommen oft schwere Stunden und bittere Enttäuschungen, die das Glück erschüttern, wenn nicht gar vernichten.“

„Das glaube ich gerne, Frau Pastor,“ sagte Adele. „Wir haben's ja gesehen an den jungen Müllers. Was war das für ein Leben! Die thaten, als hätten sie das Glück gepachtet. Und nun? O, ich mag gar nicht daran denken. Aber wir wollen doch auf den Herrn hoffen, und unser Glück sei in seiner Hand.“

War Franks Herz so fest wie Adelens? Es hätte einmal jemand es wagen sollen, diese Frage an ihn zu richten; mit Entrüstung hätte er sie zurückgewiesen. Und gerade dieses war sein größter Fehler und bekundete einen wunden Fleck in seinem Herzen. *Mir kann's nicht fehlen* — war genug, um ihn bei der ersten besten Gelegenheit zu Falle zu bringen.

* * *

Die liebliche Frühlingszeit war dahin. Der Sommer mit seinen Freuden kam. Die Natur lockte gar manchen hinaus in Sonnenschein, in Waldesdunkel und auf Bergeshöhen. Viele Städter schüttelten den Staub von ihren Füßen, um auf Reisen zu gehen und durch Luft- und Seebäder sich zu erholen. Die Kirchen wurden leer; der rege Eifer vieler hatte nachgelassen. Dieselbe Erscheinung zeigte sich in Sonntagsschulen und Jugendvereinen. Das junge Volk wollte nicht mehr so recht zusammenhalten. Und manch einer, der wohl sonst nicht nachgelassen haben würde, wurde von dieser allgemeinen Trägheit im religiösen Leben mit angesteckt. —

Unserm Frank Gruber ging's wenigstens so. Schon seit er ein eifriges Glied der Kirche geworden war, hatte er den Spott und Hohn seiner früheren Freunde zu erdulden. Er hatte sich zwar von ihnen losgemacht; aber sie kamen immer wieder zu ihm und forderten ihn auf, doch mit ihnen zu verkehren wie früher. Bis dahin hatte er mutig widerstanden. Aber als man ihm nun vormalte, man wolle eine gemeinschaftliche Vakanzreise nach Niagara Falls machen, von da nach New York, Coney Island und Manhattan Beach — da stieg doch wieder das alte Verlangen in ihm auf, und nach längerem Zureden war er überwunden und sagte zu. In einer Woche sollte die Reise angetreten werden. Das kostete aber Geld, und Frank hatte eigentlich gar keins für eine derartige Reise. Alles, was er erübrigen konnte, mußte monatlich an seiner Lot abbezahlt werden. Versäumte er das, so verlor er nicht bloß die Lot, sondern auch alles, was er bereits darauf abbezahlt hatte. Das sagte sich Frank selber. Drum borgte er das Geld. Er

wollte doch nicht zurückstehen, nachdem er einmal sein „Jawort“ gegeben!

Sonderbar! An solchem nichtigen „Ja“ hängen die Menschen oft, als ob es Ehre und Seligkeit gelte, während sie wichtige Versprechungen, die in Ewigkeit und vor Gottes Thron Geltung haben, einfach — vergessen! — Vergessen? Doch nicht! —

Frank hatte auch seine guten Vorsätze und Versprechungen noch nicht vergessen; aber der alte Erzfeind der Menschenkinder redete ihm ein, er würde dieselben auch nicht kurzer Hand aus dem Sinne schlagen, wenn er sie auf eine kleine Weile vergäße. Er könne ja recht bald alles Versäumte doppelt und dreifach einholen. Nur zu!

Frank bekam das Geld. Einen ganz kurzen Brief richtete er an Adele, mit der Mitteilung, daß er etliche Wochen auf Reisen gehen würde, da er seine Vakanz außerhalb der Stadt zuzubringen gedächte. Hätte er Adele nicht erst noch „lebewohl“ sagen können? Er dachte wohl daran, aber — es war ihm schon nicht ganz behaglich bei der Abfassung des Briefes, und so zog er vor — lieber nicht auf „Berg Zion“ zu gehen. — Adele war viel zu unbefangen, um auch nur im geringsten ihm das übelzunehmen. Im Gegenteil, sie gönnte ihm die Reise von Herzen. —

Auf der Reise bekam Frank von seinen Gefährten viel über sein „Muckertum“ zu hören. Empfindlich trafen diese Spottreden Franks Herz; wie feurige Pfeile durchbohrten sie sein Inneres. Entrüstet wollte er sich verteidigen. Aber mit schallendem Gelächter wurde jeder Versuch dazu von seinen Kameraden erstickt. Was konnte er thun? Er dachte daran, heimlich seine Kame=

raden in Niagara Falls zu verlassen und heimzureisen. Aber welchen Spott würde er dann erst bei ihrer Rückkehr über sich ergehen lassen müssen! Da klang es auch schon wieder in seinem Sinne: „Thor, der du bist! Nein, ein Feigling bin ich nicht. Ich werde wohl wissen, was ich zu thun habe." —

Aber je länger Frank in dieser Gesellschaft blieb, desto schwächer ward er, und ehe er es sich versah, schoß der Gedanke in ihm auf: Ei, warum sollte ich mir dieses alles nicht erlauben dürfen? Bin ich nicht ein freier Mann? Kann ich nicht thun, was ich will?

Aber so oft Adeles Bild vor sein Geistesauge trat, wurde er unruhig. Warum denn? Er mußte sich sagen, daß sie es niemals gutheißen würde, daß er in der Gesellschaft von Spöttern sich befinde. Das Unglaubliche geschah, Frank wollte während der Reise nicht mehr an seine Braut denken, er versuchte ihr Bild aus seinem Herzen zu bannen! — —

Die Vakanz war zu Ende. Frank war wieder zuhause. In Saus und Braus waren die drei Wochen dahingeflogen. Frank fühlte im Herzen und Gewissen große Unruhe. Er kam sich vor wie ein Kind, das vor einer Strafe bangt.

Sonderbar, Woche um Woche verging und Frank kam weder in die Kirche noch in den Jugendverein. Immer hatte er zum Fortbleiben, wie er meinte, eine triftige Entschuldigung. Die Glieder des Vereins ermahnten ihn. Er wurde von dem „Besuchskomitee" aufgefordert zu kommen. Das ärgerte ihn. Mehr noch; der Pastor kam und konnte es gar nicht begreifen, warum er fortbleibe. —

„O," sagte Frank etwas wegwerfend, „die wollen mich ja doch nicht mehr haben." Er meinte die jungen Leute. Wie konnte er jetzt schon mit der Unwahrheit umgehen! Der Pastor suchte ihm das auszureden; er kannte ja nicht die wahre Ursache. Er ermunterte und ermahnte ihn. Und das beleidigte Frank; und fortan betrachtete und benahm er sich als die „gekränkte Unschuld."

Seine alten Freunde hielten ihn umgarnt und verstanden es trefflich, ihn immer weiter von dem rechten Wege abzubringen. Kein Wunder, der Herbst war bald dahin und Frank hatte noch nicht einmal wieder den Weg nach dem Berge Zion gefunden. Einigemal hatte er Adele noch ein paar Worte geschrieben, mit denen er sich entschuldigte, der vielen Arbeit wegen nicht kommen zu können. Dann hatte er das Schreiben ganz aufgegeben. Er wollte nicht immer das Gespött seiner Freunde, mit denen er längst wieder regelmäßigen Umgang hatte, über das "Dutch Girl" mitanhören. Er kam sich plötzlich entsetzlich dumm und einfältig vor, daß er sich überhaupt mit so einem Mädchen hatte einlassen können.

Und wo war nun sein Vorsatz, Pastor zu werden? Wenn er daran dachte, meinte er, er müsse seinen Kopf an die Wand rennen, so thöricht kam ihm die Sache vor. Unsinn, rief er einmal über das andere aus. Alles war aus seinem Herzen herausgerissen, was noch vor einem halben Jahr an guten Vorsätzen drinnen war. — Noch einmal bekam er in dieser Zeit Gelegenheit, die betretene abschüssige Bahn zu verlassen. Einer seiner Freunde, ebenfalls ein Apothekergehilfe, starb ganz plötzlich infolge seines ausschweifenden Lebens. Unser Frank war

Bahrtuchträger, und tief ergriffen verhehlte er es sich keinen Augenblick, daß sein Freund selbst schuld sei an seinem frühen Ende. Aber bald waren auch solch ernste Gedanken wie vom Winde weggeblasen, und Frank ging nun rasch seinem Geschicke entgegen, welches angedeutet wird durch das Schriftwort: „Die Sünde ist der Leute Verderben."

* * *

Ein Sprichwort sagt: „Alles rächt sich hier auf Erden." Und es ist wahr, in vielen Fällen ist die Strafe für unsere Jugendsünden so auffallend, daß jeder Zweifel darüber ausgeschlossen ist. Freilich wird es leider vielfach dann von schadenfrohen Menschen gebraucht, wenn jemand durch eigene Sünde ins Verderben stürzt. Gut aber ist es, wenn wir das Leben anderer beobachten, um daraus für uns zu lernen. — —

Drei Jahre waren vergangen. Frank war schon bald drei Jahre verheiratet mit der Nina Heitel. Anfangs war das ein Glück und eine Herrlichkeit, ein Aufwand und Thun, als habe sich eine Prinzessin verheiratet. Eine Hochzeitsreise nach dem Süden wurde gemacht. Das Wohnhaus wurde mit den feinsten und modernsten Möbeln ausstaffiert. Gesellschaften wurden abgehalten, Theater und Bälle besucht. Franks Freunde wußten gar nicht, wie glücklich sie ihn schätzen sollten. Einmal übers andere riefen sie: "Why you fell in luck, my boy!" — Und Frank glaubte es.

Ja, wenn es immer so weiter gegangen wäre, hätte es ja in gewissem Sinne ein Glück genannt werden

dürfen. Allein des Lebens Ernst stellte auch bald seine Forderungen. Als übers Jahr die junge Frau Gruber einem kleinen, etwas schwächlichen Kinde das Leben schenkte, zeigte es sich, daß sie nicht nur sehr geschwächt war, sondern daß ihre blassen und eingefallenen Wangen, auf denen zeitweise ein mattes Rot schimmerte, und ihre großen glanzlosen Augen, die oft wie ein vom Winde leis berührtes Licht flackerten, von einem viel tieferen Übel herrührten. Es war die Schwindsucht, die an ihrem Leben zehrte und die durch die Geburt des Kindes starken Vorschub erhalten hatte, so daß man mit Recht um das Leben der jungen Frau bangte. An dem Kinde hatte sie wenig Freude, denn sie konnte es nicht ernähren, nicht darauf passen, nicht liebkosen, kaum im Arme halten, so schwach war sie schon geworden.

Diese Umstände waren unserm Frank nicht gerade angenehm. So hatte er sich den Ehehimmel nicht vorgestellt. Alles, was er verdiente, fand in dem Haushalt seinen Ort. Ja das reichte noch nicht immer. Seine Lot, auf welcher er sich und Adele ein Heim bauen wollte, war längst — verkauft. Mit Verlust hatte er sie losgeschlagen und dann das Geld zum Teil zum Lebensunterhalt verbraucht, zum Teil in einem „Schwindel-Bauverein“ verloren. — Mit einem Worte, es ging ihm herzlich schlecht. Und das alles so schnell, innerhalb eines Jahres. Er konnte es gar nicht fassen!

Quälend, marternd trat dies alles jeden Tag wie ein unübersteigbarer Berg vor ihm auf. Wenn nur nicht immer in all dieses Elend ein Gesicht hineingeschaut hätte — Adele! Überall tauchte ihr Bild vor ihm auf. Aber hatte er das denn nicht schon längst aus seinem

Herzen verbannt? Sein Gewissen erwachte und rief ihm zu: O Frank, du bist untreu gewesen! Siehst du jetzt, wie sich das rächt? Mit kaltem Herzen hatte er Adele den Abschied gegeben; jetzt wollte sein Herz in Verzweiflung erstarren. Gab's dagegen kein Mittel? Heimlich ging er oft hinunter in den Keller der Apotheke, an ein gewisses Faß, um durch Branntwein sich zu betäuben. Er redete sich dabei ein: niemand weiß es ja. So wurde er nach und nach ein Gewohnheitstrinker, wie so viele Apotheker es sind.

Seine Freunde — wo waren sie? Er hatte keine mehr. — Sein Weib, das daheim blaß und hager auf dem Sterbebette lag, liebte er sein Weib? Er wagte nicht, sich die Wahrheit einzugestehen. Sein Kind — es würde bald keine Mutter mehr haben, und würde er dem kleinen Wurm ein Vater sein können?

So wurde Frank an den Sarg seiner jungen Frau gestellt. Sie hatte ausgelitten und ließ ihren Gatten zurück mit dem Kinde. Frank war gern damit einverstanden, daß seine tiefbetrübte Mutter, welche zum Leichenbegängnis herbeigeeilt war, das Kind zu sich nahm. Ihm war alles recht, — er hatte ja so wie so alles verloren. —

Bald nach dem Tode seiner Frau verlor er auch seine Anstellung, des Trinkens wegen. Es konnte eben nicht ausbleiben, daß sein Prinzipal das Laster bei ihm entdeckte. Frank suchte und fand zwar bald eine andere Stelle; aber nur auf kurze Zeit, dann entließ man ihn auch da, aus demselben Grunde. So ging's von Stelle zu Stelle. Nun wollte ihn seine Mutter zu sich nehmen. Frank aber merkte die Absicht und kam nicht. Das Laster war ihm jetzt schon lieber als Mutter und Kind.

Nun beschloß die Mutter, alles zu verkaufen, in die Stadt zu ziehen, sich ein Häuschen zu mieten und mit ihrem Sohne zusammenzuwohnen. Sie hoffte, ihr Einfluß könne ihn vielleicht noch retten.

Aber nun brach das Elend erst recht über sie herein, als sie ihren Frank wiedersah. Ein Jahr nur war seit dem Tode seiner Frau vergangen, aber in dieser kurzen Zeit war er eine wandelnde Ruine geworden. Thränen und Herzeleid war ihr Los Tag und Nacht. Und wie war sie gealtert in den letzten Jahren! Aber was ein liebendes Mutterherz für den verlorenen Sohn thun kann, das that sie. Und so oft es abend ward, dachte sie an jene Nacht, wo sie mit sich kämpfte, ob sie ihren Sohn ziehen lassen sollte oder nicht. Ach, hätte sie ihn doch daheim behalten! Jetzt — war's zu spät! Zu spät? Nein, nicht für Gottes Hilfe. Und in inbrünstigen Gebeten befahl sie ihn alle Abend in Gottes Hände. Und in dessen Hände sollte er fallen, freilich in anderer Weise, wie sie es sich vorstellte oder wünschte. —

Frank Gruber bekam keine Anstellung mehr. Er hausierte nun mit Patent-Medizinen, welches traurige Geschäft ihm ungefähr so viel abwarf, daß er abends seinem Laster fröhnen konnte. Da — als er einst spät nachhause taumelte und weder recht sehen noch hören konnte, passierte ihm ein großes Unglück. Auf seinem Wege mußte er über die Eisenbahn. Zwei Züge kommen angebraust, der eine von rechts, der andere von links. Im nächsten Augenblicke ist er auch schon von dem einen erfaßt und wird wohl zwanzig Fuß weit abseits geschleudert. Für tot hebt man ihn auf, in dem Patrolwagen bringt man ihn seiner armen Mutter ins Haus. Er war

aber nicht tot, er war nur besinnungslos. Die Ärzte sagten, er sei innerlich verletzt; die Möglichkeit der Genesung sei zwar vorhanden, aber wahrscheinlich sei es doch, daß er langsam dahinsiechen würde.

* * *

Auf „Zion" war eine große Veränderung eingetreten. Unsere Pfarrersleute hatten vor etlichen Monaten diese Friedensstätte verlassen und waren nach Deutschland zurückgekehrt, woselbst sie ihre alten Tage zu beschließen gedachten. Sie hatten noch von dem großen Umschwung in Franks Leben Kunde erhalten, daß er Frau und Anstellung, Heimat und Brot verloren und sich dem Trunke ergeben habe. Das hatten sie tief beklagt und Adele aufrichtig bedauert. Sie wollten letztere mitnehmen, um sie dem Schauplatz ihres Unglücks zu entziehen. Doch wollte sie das merkwürdigerweise nicht. So schwer es ihr auch ward, sich von der ihr so lieb gewordenen Pfarrfamilie zu trennen, so konnte sie sich doch nicht entschließen, wieder nach Deutschland zurückzukehren. Den Grund dafür wußte sie selber nicht anzugeben. —

Adele zog in die Stadt zu den Leuten, die sie schon einmal aufgenommen hatten, als sie ihrem selbstsüchtigen Vater entronnen war. Nun suchte sie eine Stelle; aber vergebens, immer kam sie zu spät. Sie las regelmäßig die Zeitungen, hauptsächlich der Stellen-Annoncen wegen. Nun waren schon Monate verstrichen, und sie kam sich vor, als falle sie den Leuten zur Last.

Da las sie in einem Kirchenblatt eine Aufforderung an Jungfrauen, sich dem Diakonissen-Berufe zu widmen. Sie überlegte, ob sie das nicht thun solle, und war schon halb und halb entschlossen, als sie von dem Unglück Kunde erhielt, das Frank Gruber getroffen hatte. Ein tiefes Weh machte sie erbeben. Wie ihre Seele trauerte, das wußte nur Gott. Hätte sie doch nur einen Schein des Rechts, sie würde sich gewiß nicht abhalten lassen, zu ihm zu eilen. Aber so? Es ging nicht.

Die Diakonissensache war vergessen. Ihre Gedanken weilten bei ihm. Ja, Adele liebte ihn noch immer — trotz seiner Untreue, trotz seines Lasters, trotz seines Unglücks, trotz der schwachen Hoffnung für Genesung. Würde er durchkommen? — Schwerlich. —

Als sie so gegen abend im Dämmerlichte dasitzt — es war im Monat Mai —, nur an ihren Kummer denkt, da klopft's und Blanca Ready, welche Adeles Freundin geworden war, tritt ins Zimmer. Sie weiß von all dem Elend; denn die gute alte Frau Gruber wohnte nur zwei Straßen weit von ihr. Sie war dieser sogar behilflich gewesen, als man den Verunglückten hereingebracht hatte. Sie sah auch sofort, daß Adele davon irgendwie gehört haben müsse, denn noch zitterten die Thränen in Adeles Augenwimpern. Aber, weil Frank Gruber sonst nie von ihnen im Gespräch berührt ward, so ließ sich Blanca auch jetzt nichts anmerken. Auch hatte sie es Adele nie verraten, daß Franks Mutter so nahe bei ihr wohne. Sie war viel zu rücksichtsvoll dazu.

Aber — ändern Umstände nicht die Sache? Sie war fest überzeugt, daß ihre Freundin gewiß immer gewünscht habe, für den armen Frank etwas thun zu können. Bot

sich jetzt nun nicht die schönste Gelegenheit dazu? Sie sagte sich: „Wenn für den armen Frank noch etwas gethan werden kann an Leib und Seele, dann kann es gewiß niemand besser thun und wird keiner williger dazu sein als — Adele. —

Drum tritt sie fröhlich ein und sagt: „Na, Adele, was ist denn los, du siehst ja so madonnenhaft aus? O, wenn ich malen könnte! Aber höre mal, alte Träumerin, jetzt hat deine Stunde geschlagen. Deine gemütlichen Tage haben ein Ende. Weißt du auch, daß ich eine Stelle für dich habe?"

„So, das käme mir gerade recht, denn ich bin es müde, hier müßig zu sitzen," sagte Adele, sichtlich etwas aufgeheitert durch Blancas aufmunternde Worte.

„Ja, und noch dazu eine gute Stelle, wie ich hoffe, die aber freilich viel Geduld erfordert. Es ist nicht weit von uns, da wohnt eine alte ehrwürdige Witwe, deren Sohn sehr krank daniederliegt, und den sie um keinen Preis ins Hospital bringen lassen will. Aber die Pflege und die bescheidene Hausarbeit wird ihr doch etwas zu viel. Nun sucht sie gute, zuverlässige Hilfe. Was denkst du davon?"

„Nun, ich nehme die Stelle an; ich gehe hin, das heißt — morgen früh, oder auch heut abend noch, wenn es verlangt wird."

„Ja ja; es wäre wohl besser gleich heute abend."

„Gut, ich bin bereit. Du kannst ja erst zu der Frau hineingehen und ihr meinen Entschluß mitteilen."

„Yes, sure! Well, das wäre also abgemacht. O, das freut mich so deinetwegen, Adele. Good bye!"

Und fort war sie. So schnell ihre Füße sie tragen konnten, rannte sie zu Frau Gruber und teilte ihr mit,

daß in wenigen Stunden eine zuverlässige Person kommen würde. Unterdessen machte sich Adele fertig, um ihre Stelle anzutreten. So führt der Herr die Seinen.—

Der Lampe mattes Licht erhellte nur dürftig das Krankenzimmer. Eine tiefernste Stille herrschte darin. Frau Gruber saß am Bette ihres Sohnes, ihres einzigen Kindes. Frank schlief. Es war der erste Schlaf, seit er wieder zum Bewußtsein zurückgekehrt war. Seit einer Stunde lag er ruhig und still, während er vorher im Schlummer sich hin- und hergeworfen hatte, stets unverständliche Worte murmelnd. Aber wie rang seine Brust nach Atem! —

Frau Gruber rang nach Fassung. Sie konnte sich noch immer nicht vertraut machen mit dem schrecklichen Gedanken, daß ihr Frank wahrscheinlich sterben werde. Vielleicht würde der Schlaf ihn so sehr erquicken, daß noch alles gut werde. So schwankte sie zwischen Bangen und Hoffen. O, warum mußte auch ihr Frank ein verlorner Sohn sein? Waren das auch Gottes Wege? Nein, Gott hatte ihn nicht in das Verderben geführt. Aber hatte er hier nicht sein mächtiges „Halt“ ertönen lassen? Es war ein schreckliches Halt. Mit solchen Gedanken saß jetzt die bedauernswerte Mutter an dem Schmerzenslager ihres Sohnes, sie, die einst die schönste Hoffnung auf ihren Frank gesetzt hatte.

„Ach,“ dachte sie endlich, „wenn es nun nicht Gottes Wille ist, daß er wieder gesund wird, so hoffe ich doch, daß er noch so lange am Leben und bei klarer Besinnung verbleibt, bis er sich zur Buße kehrt.“ Und sie kniete in stiller Andacht nieder, faltete ihre Hände, wie sie schon unzähligemal gethan hatte, richtete ihre thränenden Augen empor zu dem Vater da droben und flehte, wie nur eine Mutter für ihren verlornen Sohn flehen kann. Sie rang förmlich um sein Seelenheil. Und ihr Gebet blieb nicht ohne Wirkung; denn jemehr sich ihr Herz vor Gott entlastete, desto hoffnungsvoller und freudiger wurde sie in der Gewißheit: Gott wird mich erhören. So klang denn ihr Amen, als spräche Gott selber: „Ja ja: es soll also geschehen.“ —

Ermutigt und gestärkt erhob sie sich von ihren Knien, trat ans Bett ganz nahe heran, beugte sich vornüber, sah ihrem Frank ins Angesicht und legte ihre liebe Hand sachte auf sein Haupt, daß er es im Schlafe nicht merkte. O, wie hatte die Sünde sein schönes Gesicht doch entstellt! Gleichwohl — es war ihr Frank; bei aller Entstellung waren ihm die Züge der Mutter geblieben. Nun neigt sie sich noch tiefer herab und berührt mit ihren Lippen seine hohe, bleiche Stirn, aber so zärtlich und liebevoll — wie sie es gethan, als sie ihn noch als „holde Unschuld“ am Busen trug. — Frank schläft weiter. —

Frau Gruber tritt plötzlich schnell zurück von dem Bette und lauscht; denn sie hört draußen Schritte, es kommt jemand. Fast unhörbar geht sie durchs Zimmer an die Hausthüre und horcht. Es wird leise gepocht. Sie öffnet.

„Guten Abend! Fräulein Blanca Ready hat mich hergesandt. Bin ich wohl recht? Blanca nannte so

schnell fort, daß ich ganz vergaß, nach dem Namen zu fragen."

„Ach ja, das wird wohl recht sein," antwortete Frau Gruber; „Blanca Ready war hier und sagte, es würde bald jemand kommen, um mir Hilfe zu leisten. Bitte, kommen Sie herein."

Adele trat ein, während Frau Gruber Licht anzündete. Dann sahen sich die beiden Frauen an und waren beide sichtlich überrascht. Adele hatte keine so betagte Dame sich vorgestellt, und Frau Gruber keine so schöne und in ihrer Haltung äußerst tadellos erscheinende Frauengestalt. Allein — an solche Dinge war jetzt nicht weiter zu denken. Es wurde sofort das Nötige für die Nacht besprochen und geordnet. Adele sollte die Nachtwache übernehmen, da Frau Gruber schon zwei Nächte gewacht hatte und sehr erschöpft war. Adele wurde in ein kleines Nebenzimmer gebracht, mit dem Bemerken, das sei hinfort ihr Zimmer. Während Adele sich umkleidete und für die Nacht sich in Bereitschaft setzte, trat Frau Gruber noch einmal ins Krankenzimmer. Frank schlief noch immer. Sie war zufrieden und hoffte, der Schlaf werde den Kranken stärken. Adele kam ihr im Flur entgegen.

„Nun," sagte Frau Gruber, „ich denke, ich kann Ihnen meinen Sohn anvertrauen. Vergessen Sie nur keine Anordnung des Arztes." Als das gesagt war, fragte sie noch schnell und kurz:

„Ja, aber was ist denn Ihr Name?"

„Ich heiße Adele."

„Ein schöner Name, und nun sage ich ‚gute Nacht.' Sollten Sie meiner bedürfen, so rufen Sie mich getrost."

Ihre Aufwärterin. Es ist auch Zeit, daß Sie Ihre Medizin einnehmen.“ —

Es wurde ihr nicht gerade leicht, aber sie reichte ihm doch mit ruhiger Hand die Arznei, und als er sie genommen, sah er Adele lang und unverwandt an. Sorgfältig rückte sie ihm nun die Kissen zurecht, dann zog sie sich etwas zurück, um weiteren Fragen aus dem Wege zu gehen. Des Kranken Blicke folgten ihr bis an den Tisch, an dem Adele sich zu thun machte. Vor innerer Aufregung aber wußte sie kaum, was sie that. Sie setzte sich, stützte ihren Kopf auf die Hände und preßte ihre hämmernden Schläfen. Hatte auch er sie erkannt? Ja. Seine Augen hatte er noch nicht von ihr abgewandt und schließlich rief er mit schwacher Stimme:

„Adele, du bist es!“

„Frank, ja, ich bin's. Aber ich bitte dich, sei und bleibe ruhig — du bist sehr krank — du darfst jetzt nicht sprechen.“

„Adele, ich bin ruhig — nun du da bist. Deine Gegenwart regt mich nicht auf, im Gegenteil. Sieh, Adele, Gott hat mich doch gefunden und schwer gestraft. Dich und mich habe ich unglücklich gemacht. Ich weiß, Adele, daß du nicht geheiratet hast; ich weiß, daß du dich über mich grämtest. O, wie habe ich so schlecht an dir gehandelt!“ Hier mußte er innehalten, er war zu erschöpft. Nach einer kurzen Pause aber hob er wieder an, indem er Adeles Hand nahm und sagte:

„Adele, ich weiß nun, ich war deiner Liebe nicht wert, aber ich mag doch nicht so sterben. Ich weiß ja nicht, wie du hier hergekommen bist, es ist mir aber ge-

„O, ich hoffe nicht, daß es nötig sein wird. Ich werde schon fertig werden,“ meinte die Angeredete.

Frau Gruber ging. Adele war allein. Sie setzte sich an den Tisch im Krankenzimmer. Das Krankenbett drüben an der Wand wurde von dem Licht der Lampe nur leicht getroffen. Sie sah hinüber, aber das Gesicht des Kranken sah sie nicht; er hatte sich der Wand zugekehrt. Sie nahm ein Buch und versuchte zu lesen, aber es war ihr unmöglich. Da fiel ihr ein, daß sie ja immer noch nicht den Namen der Leute wisse, in deren Hause sie sich befand. Warum hatte sie auch nicht gefragt?

Langsam schlich die Zeit dahin. Es war schon nach zehn Uhr. Der Kranke sollte im Schlafe nicht gestört werden, aber sobald er erwache, solle er seine Medizin bekommen. Er regte sich aber nicht; würde er auch wieder erwachen? Es schlug elf Uhr, — da, ob's der dumpfe Schlag der Uhr war? Frank wandte sich im Bette und schlug die Augen auf. Er sah hinüber zum Tische. Adele hatte es nicht gleich bemerkt. —

„Mutter,“ rief er mit schwacher Stimme, „bist du da?“

Sofort war Adele am Bette und sagte: „Ihre Mutter hat sich schlafen gelegt, sie ist sehr müde, und ich habe ihre Stelle eingenommen für diese Nacht.“

„Sie? Wer sind Sie denn?“

Adele war sprachlos, das Blut wollte ihr im Herzen erstarren; denn — sie hatte Frank Gruber erkannt. — Aber wie ein Blitz schoß es ihr durch den Sinn: nun sei stark! Hüte dich! Und mit Geistesgegenwart sagte sie schnell: „Sie müssen jetzt hübsch ruhig sein. Ich bin

nug, daß du da bist. Vor Gott habe ich meine Sünden bekannt, nun auch vor dir. Kannst du mir vergeben? Sag mir das und ich will heute nacht nicht mehr reden. Ach, ich bin so matt."

„O Frank, wie könnte ich dir grollen? Sei zufrieden! Ja ja, ich vergebe dir und hoffe, daß du ebenso Vergebung gefunden hast bei Gott."

„Ja, bei Gott. Gott sei mir Sünder gnädig!" —

Es ward wieder still im Zimmer. Der Kranke schloß die Augen und schlief bald wieder ein. Adele saß und weinte. Die alten Herzenswunden waren wieder aufgebrochen. Aber endlich verwandelte sich ihr Leid in — Freude; denn auch sie hatte im Gebet die Zuversicht gewonnen, Gott würde dem armen Frank gnädig sein. Nun wollte sie ihm ihre Liebe erst recht erzeigen.

Als der helle Morgen anbrach, war sie ganz ruhig geworden, denn sie erkannte nun in allem Gottes Finger. Er wollte sie offenbar als sein Werkzeug benutzen, und das wollte sie nun auch getreulich sein. Als Frau Gruber ans Krankenbett trat, sah Frank sie mit freundlich lächelndem Blicke an und sagte:

„Sieh, Mutter, der treue Gott hat mir in letzter Nacht einen Engel geschickt, der mir Frieden brachte und mir meinen Tod versüßen wird; denn sterben muß ich. Aber ich sterbe versöhnt mit Gott und Menschen. Adele, komm und erzähle der Mutter alles." —

Unter Thränen berichtete Adele, aber in der schonendsten Weise, um dem Mutterherzen nicht unnötige Kümmernis zu bereiten. Frank warf manches Wort

dazwischen, wollte Adele zu schonend gegen ihn verfahren. Als sie fertig war, sagte er:

„Wie schön, wie verheißungsvoll war unsere erste Begegnung, Adele! Lauter Sonnenschein! Jetzt gilt es bald von einander zu scheiden, aber nur getrost! Meine Lieben, ich habe Christus, das Licht der Welt, noch gerade zur rechten Zeit gefunden. Seid darum meinetwegen unbesorgt! All is well!“ —

Frau Gruber nahm Adele stumm in ihre Arme und weinte an ihrer Brust. Sie wußte: nun habe ich für den Sohn eine liebende Tochter. Und sie segnete Adele für ihre treue Liebe.

Frank lag nur noch eine Woche, in welcher Adele ihm die aufopferndste Pflege zukommen ließ. Er ward durch sie immer fester im Glauben; denn sie versah ihn reichlich mit dem Manna des Wortes Gottes. Ihre Seelen verbanden sich auf ewig. Und als die Sterbestunde nicht mehr ferne war, da hatte Frank an Adele nur noch eine Bitte, von der er aber im voraus wußte, daß sie sie erfüllen würde, nämlich:

„Adele,“ sagte er mit größter Anstrengung, „ich habe es nun erfahren, deine Liebe ist stärker als der Tod. Wenn ich nun unterm Rasen liege: bleib bei meiner Mutter, nimm mein Kind als dein eigenes an!“

Adele versprach's, und sie hat ihr Versprechen treulich gehalten. Sie ist der alten Mutter eine gute Stütze geworden und hat eine Heimat gehabt für ihr ganzes Leben. Nie hat sie ihre Hand einem andern gegeben, sondern sich ausschließlich der Erziehung ihres Pflegesohnes gewidmet. —

Alle Jahr im Monat Mai, wenn der Kirchhof prangt im frischen Grün und die Rosen blüh'n, geht Adele mit ihrem Pflegesöhnchen hinaus und schmückt ein Grab mit Immergrün, dessen Hügel die sterblichen Überreste birgt von — Frank Gruber. -









